

Fachliche Standards in der Sozialarbeit: gestern – heute – morgen**Ökonomisierung und Fachlichkeit in Wien, 04.06.2007****1. Teil: Impulse und Diskussion: Analyse zu Spannungsfeldern, Strukturen und Spielräumen in der Sozialen Arbeit**

Elisabeth Hammer: Einen schönen Nachmittag euch allen. Ich freue mich sehr, dass es heute zu dieser wirklich letzten Veranstaltung der Reihe Fachliche Standards in der Sozialarbeit, gestern – heute – morgen doch noch so viele in den Zehnten geschafft haben. Mich kennen wahrscheinlich die meisten, Elisabeth Hammer, gemeinsam mit meinen Kollegen Josef Bakic, Verena Braunegg, Marc Diebäcker und Johannes Kellner bin ich bei diesem Projekt, das jetzt seit fast zwei Jahren läuft.

Wir sind Teil einer Equal-PartnerInnenschaft zum Thema Qualität in der Sozialarbeit und Bewertung von sozialer Arbeit, in der sich 18 PartnerInnen aus sozialen Organisationen und dem Ausbildungsbereich zusammengeschlossen haben, um Fragen um Qualität in der Sozialarbeit zu diskutieren. Finanziert werden wir vom Europäischen Sozialfonds und vom Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit. Die Gesamtkoordination hat die Fachhochschule St. Pölten inne. Das ist der formale Teil, den ich auch immer dazu sage. Wir sind angetreten dazu, dass wir Entwicklungen im Sozialbereich sichtbar machen. Das betrifft einerseits die Bedingungen für fachliches Arbeiten in der Sozialarbeit und andererseits aber auch das, was ProfessionistInnen in dem Feld unter dem verstehen, was man als ihre Professionalität bezeichnen kann. Wir versuchen, diese zwei Elemente ein bisschen in Verbindung zu bringen, die Aspekte der Rahmenbedingungen in finanzieller, gesellschaftlicher Hinsicht, mit dem in Verbindung zu bringen, was SozialarbeiterInnen oder Professionistinnen im sozialen Feld als ihre Fachlichkeit verstehen. Wie machen wir das? Vor allem unterschiedlichste Möglichkeiten des Sichtbarmachens, vor allem auch des Versprachlichens. Wir haben ja unterschiedlichste Materialien publiziert und auch heute werden weitere Fallstudien vorgestellt. Alle diese Dinge finden Sie entweder draußen zum Mitnehmen oder auch auf der Homepage www.sozialarbeit.at.

Zum Programm von heute: Wir haben uns für heute auch als Abrundung unserer Arbeit gedacht, dass wir das in zwei Teile gliedern. Ich beginne von hinten: So um dreiviertel sechs nach einer kleinen Pause werden wir Ihnen die Wiener Erklärung zur Ökonomisierung und Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit präsentieren. Marc Diebäcker, Josef Bakic und ich sind da bis in die letzten Minuten noch gesessen, um noch auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen zum dem, was wir ihnen heute präsentieren, eigentlich als Zusammenschau unserer Projekteinsichten. Das war ein spannender Prozess, das einmal nicht auf langen Seiten auszuformulieren, sondern auch möglichst kurz zu halten und auf circa vier Seiten unsere Sicht auf die Dynamiken in Wien zusammenzufassen und auch Forderungen für die Sicherung von fachlicher Arbeit in Wien bestmöglich und einfach darzustellen. Ein Ziel von uns ist im Anschluss daran auch, dass diese Erklärung Verbreitung findet in den Netzwerken, in denen Ihr tätig seid. Wie Ihr wahrscheinlich schon wahrgenommen habt, diese Einladung haben wir noch nicht draußen aufgelegt. Wir möchten das spannend machen und werden die dann nach der Pause formal präsentieren.

Zu dem Teil, der jetzt ansteht: Der erste Teil steht unter dem Motto: Analyse zu Spannungsfeldern, Strukturen und Spielräumen in der Sozialen Arbeit. Wir haben dieses Thema anhand von drei Fallstudien beleuchtet und dazu ein paar Vorbemerkungen: Unser Ziel war, dass wir in diesen Fallstudien jene Veränderungsaspekte in der Sozialen Arbeit beleuchten, bei denen wir denken, dass sie die Soziale Arbeit gegenwärtig auszeichnen und auch in naher Zukunft von Relevanz sein werden. Wir haben überlegt, Institutionen zu nehmen, die in wichtigen Feldern der Sozialarbeit tätig sind, Unser Anliegen war es auch, die Institutionenlandschaft in der Sozialarbeit, die sich ja gegenwärtig auch verändert, ein bisschen einzufangen, deswegen haben wir eine Fallstudie

gemacht in Kooperation mit einer Einrichtung aus dem For-Profit-Bereich, eine weitere Studie in Kooperation mit dem Non-Profit-Bereich und eine Studie mit so etwas, wie man sagt, im klassischen sozialarbeiterischen Feld, dem öffentlichen Sektor. Kooperationen haben wir schließen können mit Dezernat 7, Sozialarbeit und Sozialhilfe, MA 15 der Stadt Wien, der Einrichtung Streetwork des Vereins Wiener Sozialprojekte gemeinsam mit dem Projekt Help U und der Firma Mentor – da haben wir uns genauer das Projekt basic plus angeschaut. Dazu möchte ich sagen, dass wir wirklich sehr dankbar sind, dass es möglich geworden ist, Kooperationen mit dem sozialen Feld zu schließen. Es ist immer wieder eine Sache des Mutes, dass sich Einrichtung zur Beforschung zur Verfügung stellen. Wir hoffen natürlich, dass wir auch in der Forschung tätig sind für die Interessen von fachlicher Sozialarbeit in diesen Feldern. Dazu sagen kann ich auch, dass wir sehr bestrebt sind, da in der Fachhochschule Forschung so zu verstehen als etwas, das im Schnittfeld von Praxis, Theorie und Ausbildung stattfindet und nicht als ein abgehobener Blick auf das Objekt im Feld zu verstehen. Ich hoffe, dass das heute auch von Ihnen so wahrgenommen wird. Die Forschungen, die drei Fallstudien wurden durchgeführt, unter anderem von mir und von drei weiteren Kollegen, die alle auch Sozialarbeiterinnen sind und im Praxisfeld der Sozialarbeit stehen. Was wir uns davon erhoffen, ist, dass es auch besser möglich wird, Professionalität in der Sozialarbeit wahrzunehmen, wenn wir selber Personen sind, die sich auch häufiger damit auseinandersetzen. Wir verstehen Forschung auch als Kommunikation. Nicht zuletzt deswegen auch diese Veranstaltung heute hier, weil wir denken, es braucht in der Sozialarbeit immer öffentlichen Diskurs über das, was Soziale Arbeit, Sozialarbeit ausmacht. Jetzt habe ich schon ein paar mal unterschiedliche Begrifflichkeiten verwendet – Sozialarbeit, Soziale Arbeit, wir verwenden in einer Studie auch den Begriff soziale Arbeit, wo wir das s klein schreiben. Gerade in dieser Phase des Projekts, wo wir bestrebt waren, vorallem zukünftige Entwicklungen in den Blick zu nehmen, war das eine besondere Schwierigkeit. Wie kann man das, was sich gegenwärtig verändert, beschreiben? Welche Begrifflichkeiten sind dafür passend in Feldern, in denen ja lang nicht mehr nur SozialarbeiterInnen arbeiten. Der Bereich, in dem vorallem SozialarbeiterInnen arbeiten, was unsere Fallstudien betroffen hat, war das Feld der Sozialhilfe. Im arbeitsmarktpolitischen Kontext schaut die Situation ganz anders aus, hier haben wir eher den Begriff Soziale Arbeit mit großem S verwendet und die Fallstudie, die sich bezogen hat auf soziale Akteure am Karlsplatz, da waren wir überhaupt gefordert auch Personen mit ganz unterschiedlichem Ausbildungshintergrund, jene MitarbeiterInnen, die bei Help U tätig sind und jene, die bei Streetwork tätig sind, so gemeinsam zu bearbeiten, dass wir begrifflich nicht in einen völligen Kuddelmuddel kommen. Das sind aber auch Sachen, die wir auch heute in der Präsentation besser klären können.

Wie haben wir gearbeitet? Das erste Wichtige: Wir haben im Team gearbeitet, eigentlich zu vier mit drei Personen, die für je eine Fallstudie sozusagen die Hauptverantwortung übernommen haben. Wir haben Interviews geführt mit AkteurInnen im sozialen Feld, mit vorallem auch SozialarbeiterInnen und die gemeinsam mit vielem schriftlichen Quellenmaterial, Berichten, wissenschaftlichen Forschungsergebnissen ausgewertet. Wie werden wir heute vorgehen? Wir haben uns gedacht, wir möchten diese Studien so präsentieren, dass sie möglichst anschaulich dargestellt werden. Wir werden das in einer Art Gespräch durchführen, weil wir auch den Eindruck hatten, dass in diesen drei sehr unterschiedlichen Feldern doch ähnliche Themen diskutiert werden und SozialarbeiterInnen oder soziale Akteure mit ähnlichen Fragestellungen, Problemen konfrontiert sind. Da möchten wir auch gleich die Chance nützen, die Ergebnisse ein bisschen zu vergemeinschaften. Die Details dazu finden sie in den Berichten, die draußen aufliegen. Wir haben versucht, wie Sie sich vorstellen können, sehr ordentlich zu arbeiten und auch den Fallstudien, den Themen möglichst großen Feinschliff angedeihen zu lassen. Das hat dazu geführt, dass wir bei einem sehr herausfordernden Thema auch nicht ganz ans Ende gekommen sind. Das betrifft die Fallstudie zu Streetwork und Help U. Da waren wir doch auch verblüfft über diesen sehr herausfordernden Kontext Karlsplatz. Auch durch das, was wir uns selber an Anspruch gestellt haben, nämlich eine quasi klassisch sozialarbeiterische Einrichtung Streetwork gemeinsam zu beleuchten mit einem anderen neuen sozialen Akteur, nämlich Help U am Karlsplatz. Da fehlt noch der allerletzte Feinschliff, der es uns ermöglicht, dass wir auch alle zu viert diese Ergebnisse

nocheinmal im Detail lesen und überarbeiten. Diese Studie finden Sie allerspätestens Ende Juni auf der Homepage www.sozialarbeit.at. Sie können sie aber auch per mail anfordern und bekommen dann ein Exemplar zugeschickt. Gut, dann glaube ich, können wir einmal einsteigen.

Ich bitte mal die hervor, die die Hauptverantwortung der Studien übernommen haben. Das ist Maria Jöbstl-Arbeiter, Maria Krieger und Julia Emprechtinger. Ich werde diese Runde eher nur moderieren, bin aber auch im Detail informiert, was denn so geforscht und bearbeitet wurde. Maria Jöbstl-Arbeiter ist tätig in der Gebietsbetreuung städtischer Wohnhausanlagen im 17., 18., 19. Bezirk – das, was man auch als Gemeinwesenarbeiterin bezeichnen könnte und war auch tätig bei back on stage Jugendarbeit. Sie hat die Hauptverantwortung der Studie übernommen mit dem Titel: Soziale Arbeit und arbeitsmarktpolitisches Training – das Projekt basic plus, Mentor. Julia Emprechtinger, sie arbeitet im Tageszentrum von der psychosozialen Zentren GmbH, Schwechat und betreut dort psychisch kranke Erwachsene. Darüber hinaus ist sie ehrenamtlich tätig im Bereich der Begleitung von HIV Positiven und AIDS Kranken und hat internationale Erfahrung in der Entwicklungszusammenarbeit in Costa Rica. Last but not least: Maria Krieger, tätig im JUCA, Jugendwohnhaus der Caritas, auch Erfahrungen im Bereich Kinder und jugendliche Straffällige, Langzeitpraktikum bei Neustart, hat die Hauptverantwortung übernommen für das Thema: Soziale Akteure im öffentlichen Raum am Beispiel Karlsplatz – die Projekte Streetwork und Help U. Julia, ich glaube, dein Projekt habe ich jetzt nicht noch einmal erwähnt. Das, was du hauptverantwortlich bearbeitet hast im gemeinsamen Viererteam, war die Studie zu Sozialhilfe und Sozialarbeit zwischen öffentlichem Auftrag und professionellen Anspruch - die MA 15 der Stadt Wien. Herzlich willkommen, ihr drei.

Jetzt setz ich mich nieder und werd auch das Mikro in die Hand nehmen. Um zu beginnen mit der Gesprächsrunde, ein erstes wichtiges Thema um auch ein bisschen bei diesen Studien anzukommen, betrifft das, was man als Rahmenbedingungen oder Begründungen für die Auswahl des Themas und für die Auswahl der Hintergründe für diese Fallstudie verstehen kann. Maria Jöbstl-Arbeiter, du hast gearbeitet zum Thema Soziale Arbeit und arbeitsmarktpolitisches Training und hast dir da genauer angeschaut ein spezielles Projekt der Firma Mentor. Vielleicht willst du Auskunft geben, wie kamst du auf dieses Thema, was waren die Rahmenbedingungen dafür?

Maria Jöbstl-Arbeiter: Also den arbeitsmarktpolitischen Bereich haben wir einmal deswegen ausgewählt, weil sich da in letzter Zeit auch sehr viel getan hat im Hinblick auf Ausschreibungen und weil wir auch damit rechnen, dass sich da auch in Zukunft einiges tun wird. Der arbeitsmarktpolitische Bereich ist auch ein sehr großer Bereich, der sehr viel Bedeutung hat. In dem Bereich gibt es auch im Maßnahmenbereich einige Profit-Unternehmen, deswegen haben wir auch Mentor gewählt, als Profit-Unternehmen für unsere Fallstudie. Als Hintergrund für die Fallstudie, da gibt es natürlich den Arbeitsmarkt - was tut sich da, was sind die Entwicklungen?

Aktuell schaut es ja so aus, dass die Arbeitslosenquote im Sinken und die Werte besser sind, als sie in letzter Zeit waren, trotzdem gibt es auch immer wieder Gruppen, die Probleme haben, Schwierigkeiten, zum Beispiel Jugendliche. Der Anteil der Jugendlichen an der Arbeitslosenquote beträgt 16,2 %. Gleichzeitig gibt es auch den Lehrstellenmangel, der, glaub ich, auch weitaus bekannt ist. Österreichweit fällt auf eine Lehrstelle 1,3 Lehrstellensuchende. In Wien ist die Situation ein bisschen verschärft. Da sind es pro Lehrstelle 1,5 Lehrstellensuchende - aktuell für April, was natürlich bedeutet, dass es eine Konkurrenz gibt um Ausbildungsplätze, wo speziell schwächere Gruppen bedroht sind, ausgeschlossen zu werden. Gerade dafür zeigt das Projekt basic plus eine Möglichkeit auf, wie das trotzdem funktioniert, dass man diese Leute mit einer anderen Betreuung auch in das System reinholt. Generell zu beobachten ist, dass im arbeitsmarktpolitischen Bereich der Fokus stark auf der Arbeitsmarktintegration liegt. Das heißt, man merkt das auch bei den Maßnahmen, die zur Zeit, also zum Beispiel Berufsorientierung, wo eine kurze Laufzeit im Vordergrund steht, wo man dann gezielt auf die Arbeitsmarktintegration hinarbeitet. Vielleicht noch kurz, wie man im Volksmund sagt: wer arbeiten will, der findet einen Job. Da stellt sich dann nur die Frage, was für einen Job man findet. Seit 1998 ist die Zahl der

Geringfügigbeschäftigten um 50 % angestiegen. Das heißt, es gab da auch einen enormen Anstieg an prekären Dienstverhältnissen. Das ist auch so ein bisschen der Rahmen für das arbeitsmarktpolitische Feld.

Für die Studie haben wir bewusst versucht, etwas zu finden, wo auch was für die Zukunft drinnen ist, wo man sagt, das sind Wege für die Zukunft, dort soll es hingehen. Da war basic plus eine gute Wahl. Um kurz zu erklären, was basic plus ist: Basic plus ist eine Maßnahme, wo es um eine Teilqualifizierung geht für Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen, das heißt, Jugendliche mit sonderheilpädagogischem Bedarf oder fehlendem Hauptschulabschluss oder sonstigen Schwierigkeiten, auf eine Lehrstelle vermittelt zu werden. Es geht darum, dass Jugendliche begleitet werden, dahin gehend, dass sie ein Jahr in dem Betrieb arbeiten, um anschließend diese Teilqualifizierungsprüfung zu absolvieren.

Elisabeth Hammer: Das ist mal ein Einstieg. Der Arbeitsmarktbereich ist ja noch etwas, was man teilweise noch ganz gut aus den Medien mitnimmt. Dass sich da viel verändert, ist vielleicht auch breiter bekannt. Ein Bereich, der nicht immer so im Zentrum steht beziehungsweise, wo ich doch glaube, dass die Zielrichtung der gegenwärtigen Veränderungen nicht ganz so wahrgenommen wird, ist der Drogenbereich. Vielleicht, Maria, möchtest du kurz sagen, was ist das, was wir wahrgenommen haben an Veränderungen?

Maria Krieger: Also wir haben uns den Drogenbereich beziehungsweise nicht speziell den Drogenbereich, sondern eher den Bereich öffentlicher Raum gewählt, wo ja der Karlsplatz reinfällt. Also der Karlsplatz ist ein öffentlicher Raum und hat in Wien eine spezielle Funktion für DrogenkonsumentInnen, weil er ein wichtiger Aufenthalts- und Lebensraum ist, der sich in letzter Zeit stark verändert hat und es nicht abzusehen ist, wie er sich in Zukunft verändern wird. Am Karlsplatz, im öffentlichen Raum, da wirken sich sicherheitspolitische und drogenpolitische Entscheidungen und Veränderungen aus, wo man sagen kann, dass da in letzter Zeit der politische Wille oder die politischen Veränderungen eher repressiver waren. Einerseits zum Beispiel, dass DrogenkonsumentInnen aus dem öffentlichen Raum immer mehr verdrängt werden, zwar nicht speziell am Karlsplatz aber es gibt in Wien noch andere Szenetreffpunkte, die von der Exekutive eher zerschlagen werden oder verscheucht werden. Diese finden sich jetzt eher mehr am Karlsplatz ein, was das Klientel am Karlsplatz verändert – für die Sozialarbeiter beziehungsweise für die anderen sozialen Akteure, die es da gibt. Dann, was sich noch verändert, also im drogenpolitischen Bereich, ist, dass es eine Verschärfung gibt in der Gesetzgebung beziehungsweise der Umgang mit der Gesetzgebung ein schärferer ist. Zum Beispiel, dass die Grenzmenge von Drogen, die man mitführen darf, herabgesetzt worden sind oder bei der Bestrafung, also dass eher Bestrafung im Vordergrund steht als Hilfe für diese DrogenkonsumentInnen.

Diese Veränderungen haben eben Auswirkungen auf die Soziale Arbeit, die in dem Bereich passiert. Das Klientel ändert sich, wie ich schon gesagt habe, es sind andere Leute am Karlsplatz, die den Karlsplatz auch anders nutzen. Also der Karlsplatz ist einerseits eine sogenannte Aufenthaltszone, das heißt, die Leute kommen dort hin, um sich aufzuhalten, sich einander auszutauschen, um miteinander zu kommunizieren, um auch Schutz vor der Witterung zu haben. Es wird aber auch immer mehr genutzt als schnelle Verkaufsszene oder ähnliches. Dadurch, dass sich das Klientel ändert, ändert sich auch der Zugang zum Klientel für die Sozialarbeit – auf der einen Seite schwieriger richtig Kontakt herzustellen, auf der anderen Seite sind eben viel mehr da, mehr potentielle KlientInnen. Das werde ich später auch ein bisschen genauer erklären, wie sich das dann auf die eigentliche Arbeit der Sozialarbeit auswirkt und was das für Bedeutung hat. Man kann auch sagen, dass die Entstehung von Help U – das ist ja noch nicht so lange her – dass das auch Auswirkung von diesen politischen Veränderungen ist.

Elisabeth Hammer: Was Help U genau ist, falls sie das nicht kennen, wirst du auch noch in einer nächsten Runde darstellen. Vielleicht ein Wort dazu?

Maria Krieger: Ja, also Help U ist ein Kooperationsprojekt der Wiener Linien und der Sucht- und Drogenkoordination Wien und es versteht sich als Kommunikations- und Konfliktmanagementtruppe, die am Karlsplatz, also in Teams herumgehen und schauen, wo gibt es potentielle Konfliktherde und versuchen, da einzugreifen, damit es eben ein besseres Miteinander und Nebeneinander gibt.

Elisabeth Hammer: Dann vielleicht auch noch ein Wort zu Streetwork, dann haben wir das..

Maria Krieger: Also Streetwork ist ein Projekt, eine Einrichtung des Vereins Wiener Sozialprojekte. Es ist eine sehr niederschwellige Einrichtung, hat mehrere Zugänge. Es gibt diesen Stützpunkt am Karlsplatz, wo es einen Spritzentausch gibt, wo die KlientInnen hinkommen können, wo ein Betreuungs-, Beratungs-, Informationsangebot dann gestellt wird. Streetwork macht aber auch richtigen Streetwork, also macht Straßensozialarbeit, heißt, sie gehen am Karlsplatz herum beziehungsweise gehen auch zu anderen potentiellen oder de facto Szeneaufenthalts Treffpunkte. Sie haben eine mobile Anlaufstelle, das ist ein Bus, der an bestimmten Standorten steht, im Moment vermehrt im Resselpark, das ist gleich neben dem Karlsplatz, weil die Kontakte so sehr gestiegen sind, um diesen Stützpunkt zu entlasten.

Elisabeth Hammer: Das Thema Kontaktzahlen wird uns heute noch öfter beschäftigen, vorallem bei deiner Studie, die du in Hauptverantwortung gemacht hast und die dich betroffen hat, Julia. Kontaktzahlen ist nicht der Terminus, den man im Bereich der Sozialhilfe verwendet, sondern eher Fallzahlen. Auch das ist ein Feld, wo man vielleicht annehmen mag, das ist klassische traditionelle Sozialarbeit, aber auch da hat sich viel verändert.

Julia Emprechtinger: Also, wie gesagt, die materielle Grundsicherung im öffentlichen Bereich, also die Sozialhilfe, ist ein sehr traditionelles und ein sehr wichtiges Feld der Sozialarbeit, aber auch da haben sich in den vergangenen Jahren zwei wichtige Entwicklungen abgezeichnet, die den Bereich beeinflussen. Das sind einerseits Veränderungen des sozial- und arbeitsmarktpolitischen Kontextes. Die Maria hat das schon angesprochen. In den letzten Jahren ist die Anzahl der prekären Dienst- und Arbeitsverhältnisse sehr angestiegen - Stichwort working poor. Andererseits ist auch das erste soziale Sicherungsnetz oft unzureichend, weil durch die prekären Arbeitsverhältnisse gar keine Arbeitslosenversicherung besteht oder durch die geringen Löhne, die oft unter der Armutsgrenze liegen, natürlich das Arbeitslosengeld und die Notstandshilfe noch niedriger sind. So hat es in der Sozialhilfe vorallem einen großen Anstieg an RichtsatzergänzungsempfängerInnen gegeben. Es gibt diesen Richtsatz und wenn das Einkommen aus der Lohnarbeit oder aus AMS-Leistungen darunter liegt, dann wird von der Sozialhilfe aufgestockt auf diesen Richtsatz und von 2000 bis 2006 haben sich die Zahlen da mehr als verdoppelt. Im Jahr 2006 haben diese Richtsatzergänzungen fast zwei Drittel der Sozialhilfebezieher betroffen.

Andererseits, aber auch nicht minder wichtig, waren Veränderungen in der Organisationsstruktur der Sozialhilfe. Die vormals getrennten Sozialreferate und Außenstellen, wo die Sozialarbeit stattgefunden hatte – MA 12, haben sie über mehrere Etappen zu den Sozialzentren zusammen gefügt, wo diese beiden Gruppen jetzt unter einem Dach zusammenarbeiten und seit 2004 der MA 15 unterliegen oder zur MA 15 dazugehören. Da hat es einen großen organisatorischen Wandel gegeben, der Teil überhaupt einer großen Verwaltungsreform der Stadt Wien ist. Diese Verwaltungsreform ist angelehnt an das Konzept des New Public Managements und für uns war dann auch interessant, welche Auswirkungen das auf die Sozialarbeit hat und auch zukunftsgerichtet in welche Richtung sich Sozialarbeit in der Sozialhilfe bewegt. Also es hat einerseits die steigenden Fallzahlen gegeben, andererseits die Umstrukturierung der Organisation. Das sind Aspekte, die bereits wirksam werden. Nachdem das eine zukunftsgerichtete Projektphase ist, hat sich die Sozialhilfe als sehr brauchbar erwiesen, weil durch die geplante bedarfsorientierte Mindestsicherung wieder Veränderungen in diesem Bereich absehbar sind. Das

Ausmaß dieser Veränderung ist derzeit noch nicht absehbar. Für uns war aber auch interessant zu schauen, welche Entwicklungen zeichnen sich schon ab, in welche Richtung geht das?

Elisabeth Hammer: Sie haben jetzt ein bisschen einen Einstieg bekommen in drei doch sehr unterschiedliche Handlungsfelder der Sozialarbeit, der Sozialen Arbeit. Auf den ersten Blick mag man annehmen, dass die Entwicklungen für die Fachlichkeit von Sozialarbeit auch sehr unterschiedlich sind, wie es auch die Rahmenbedingungen sind. Für uns war in der gemeinsamen Teamarbeit überraschend, dass dem eigentlich nicht so ist. Wir haben gehofft und es ist uns auch gelungen, dass man aus Interviews mit sozialen ProfessionistInnen das Thema Veränderung von Fachlichkeit ganz gut in den Blick nehmen kann. Jetzt meine Frage an dich so in die Richtung Ergebnisse, Maria. Dieses Thema Fachlichkeit und Wahrnehmung von dem, was Professionalität ausmacht: Was hast du dazu herausgefunden?

Maria Jöbstl-Arbeiter: Also das Thema Fachlichkeit war ganz spannend in meiner Arbeit. Da war es für uns wichtig zu schauen, wie wird Fachlichkeit wahrgenommen, wie wird das von den MitarbeiterInnen auch definiert. Da gab es zum Einen, dass es für uns auf den ersten Blick so ausgeschaut hätte, als würde die Definition sehr stark über die Quote stattfinden. Das heißt die Quote, die dann am Schluss Auskunft darüber gibt, wie erfolgreich Jugendliche in den Arbeitsmarkt integriert werden konnten. Beim genaueren Hinschauen haben wir dann gemerkt, da gibt es noch vieles mehr, was da auch abseits der Quote passiert. Dazu möchte ich kurz ein Zitat vorlesen: „Es gibt natürlich die Zahlen, das ist das nach Außen Messbare. Das andere ist immer wieder schwierig. Wie kann man die Arbeit, die passiert, auch nach Außen transportieren, weil nach Außen hin für das AMS und arbeitsmarktpolitisch immer die Zahlen das Entscheidende sind.“ Da hat man gut rausgehört, dass einerseits von den AuftraggeberInnen die Zahlen gefordert werden, dass andererseits aber vieles in der Arbeit passiert, das schwer zu beschreiben, zu definieren ist.

Insofern haben wir versucht herauszufinden, was das ist, was Fachlichkeit ausmacht und dass das nicht über die Quote definiert wird. Dazu haben wir uns die verschiedenen Aussagen der MitarbeiterInnen angeschaut. Da möchte ich auch ein kurzes Zitat vorlesen, wie ein Mitarbeiter beschrieben hat, was das auch ausmachen kann: „Ich denke, dass das vielleicht ein Kriterium sein kann von Außen, dass wenn man die Biographie anschaut“ – da sind die Biographien der Jugendlichen gemeint - „sie dann plötzlich einen Ausbildungsplatz finden und den auch positiv absolvieren.“ Dadurch wird sichtbar, dass die Jugendlichen eine Biographie mitbringen, die durch Abbrüche gekennzeichnet ist und dass es durch Basis plus gelingen kann, eine Phase von Stabilität zu absolvieren und dann auch letztendlich einen Ausbildungsabschluss zu machen. Was auch gut sichtbar wurde in dem Zitat, ist bei dieser Fachlichkeit, dass da sehr viel im Prozess stattfindet. Das heißt, dass es in Entwicklungen passiert.

Bei basic plus gibt es verschiedene Phasen, die durchlaufen werden und es war zum Teil sehr komplex und schwierig, das dann zu sortieren und herauszufinden, wo genau in welcher Phase was passiert. Wir haben dann gesagt, wir nehmen das gesamt in den Fokus und schauen, wie der Prozess der Fachlichkeit, wie man da beschreiben kann, was da passiert. Dazu haben wir versucht, anhand von empirischem Material verschiedene Arbeitsgrundsätze herauszuarbeiten und haben geschaut, welche Arbeitsprinzipien und Haltungen stehen hinter diesen Tätigkeitsbeschreibungen und hinter dem, was im Laufe von Basis plus passiert. Dazu möchte ich noch ganz kurz exemplarisch ein Zitat vorlesen: „Ich denke mir, es ist sehr wichtig für diese Jugendlichen, die häufig sehr grenzenlos aufgewachsen sind, ihnen einmal einen Rahmen vorzugeben, innerhalb dessen sie sich bewegen können. Was nicht heißt, dass das unbedingt einschränken muss, sondern eher halt mal Sicherheit gibt.“ Das heißt, in dem Zitat wird ganz gut sichtbar, dass es um erzieherisches Verhalten geht, dass das Schaffen von klaren Strukturen und Regeln in dem Projekt basic plus eine zentrale Rolle einnimmt. Somit haben wir das als einen zentralen Arbeitsgrundsatz formuliert.

Ich möchte jetzt nur noch kurz aufzählen, was weitere Arbeitsgrundsätze waren. Da waren zum Teil Ansätze, die in Richtung Empowerment und Hilfe zur Selbsthilfe gehen, dann Förderung von Kommunikation und Konfliktfähigkeit, die Schaffung einer Vertrauensbasis und Beziehungsaufbau und weiters war noch ressourcenorientierte und bedürfnisorientierte Arbeit. Uns war es wichtig, dass wir in der Arbeit etwas formulieren, dass auch der Quote etwas entgegengesetzt, dass wir diesen Prozess der Fachlichkeit exemplarisch darstellen.

Elisabeth Hammer: Ich habe das auch so miterlebt, dass teilweise bei der Durchsicht der Interviews, die wir übrigens anonymisiert haben – eine Info, die ich vorher vergessen habe zu erwähnen, und dann ausgewertet haben - dass das erste, was von den MitarbeiterInnen kommt, wenn es um Erfolg der Arbeit oder Fachlichkeit in der Arbeit geht, ist sozusagen dieser Bezug auf das Erreichen der Quote. Für uns war das auch ein bisschen detektivische Arbeit, dass das, was in Halbsätzen oder dann, wenn das Gespräch länger wird und eine genauere Beschreibung der Tätigkeiten vorgenommen wird, was dann an Arbeitsgrundsätzen teilweise auch implizit formuliert worden sind. Aber die ganz große Orientierung, so wie ich es verstanden habe – korrigiere mich – war immer auf die Quote gerichtet. Das war dann auch unser Job, das transparenter zu machen, was hinter der Quote versteckt liegen mag.

Maria Jöbstl-Arbeiter: Ich würde sagen, es war nicht generell so. Es war, glaube ich, so, dass es zuerst von uns auch sehr stark wahrgenommen wurde, dass es im Prinzip durch die Quote formuliert wird und dann beim genaueren Hinschauen, weil die Quote sagt auch wasichgleichwas aus, dass andere Sachen, die zu Fachlichkeit fallen - da merkt man erst im Erarbeiten, dass das auch Aussagen sind, die Fachlichkeit im qualitativen Sinne betreffen.

Elisabeth Hammer: Gibt es noch einen weiteren Aspekt, den du herausgreifen wolltest in dieser Runde? - Passt mal so für dich. Vielen Dank dir. Ein Feld, in dem diese Veränderung der Rahmenbedingungen, die schon angesprochen worden sind, sehr deutlich in die alltägliche Arbeit von SozialarbeiterInnen eingreift, ist der Bereich Streetwork. Wie haben sich da die Rahmenbedingungen so verändert, dass es auch SozialarbeiterInnen gespürt haben und auch unter Umständen etwas mit ihrer Fachlichkeit gemacht haben, Maria?

Maria Krieger: Also ich kann da gleich an die Maria anschließen. Bei Streetwork gibt es natürlich keine Quote, die erfüllt werden kann. Also dieses niederschwellige Konzept erlaubt das einfach nicht und es ist nicht möglich, weil man kann nicht sagen, wie viele Klienten an einem Tage in den Stützpunkt reingehen und welche Art von Gesprächen oder Interventionen gemacht werden und geleistet werden. Auf der anderen Seite, was sich verändert hat, ist die Bewertung der Arbeit und wie Streetwork ihre Arbeit vorallem gegenüber den Geldgebern rechtfertigen muss und das ist auch stark auf diese quantitativen Zahlen fokussiert, also sehr stark auf die Führung von Statistiken und dadurch die Rechtfertigung der Arbeit. Da gibt es zwei Aspekte dazu, auf der einen Seite schauen im Moment die Statistiken für Streetwork recht gut aus. Die Kontaktzahlen haben sich erhöht, es kommen viele KlientInnen in die Stelle, es gibt viel Kontakt zu den KlientInnen. Allerdings sind das hauptsächlich kurzzeitige Interventionen und kurzzeitige Kontakte, also eher der Spritzentausch, zum Beispiel, der ist ja nur ganz kurz, Informationsgespräche oder Beratungen. Was da ein bisschen verloren geht, ist eine kontinuierliche Betreuungsarbeit. Was aber von den Mitarbeitern eigentlich als ihr Auftrag gesehen wird, dass sie Betreuungsarbeit leisten und was auch in den Zielsetzungen und den Aufträgen, die sie haben, gefordert wird. Also eigentlich sollen sie Betreuungsarbeit leisten, auf der anderen Seite wird zur Zeit immer mehr erschwert, diese Betreuungsarbeit zu leisten.

Elisabeth Hammer: Durch einen Fokus auf diese kurzfristigen Kontakte?

Maria Krieger: Genau. Also es wird in der Bewertung Wert gelegt auf diese Statistiken und auf die Zahlen, aber was da gemacht wird, während dieser Kontakte, das ist zur Rechtfertigung gegenüber der Geldgeber eigentlich nicht so wichtig, was dazu führt, dass das ein bisschen zu

kurz kommt. Auf der anderen Seite sind da diese Zahlen und die Rechtfertigung durch die Zahlen können die Sozialarbeiter ganz gut machen, weil es eben so gut aussieht. Ich habe auch ein Zitat vorbereitet. Und zwar sagt eine Interviewpartnerin: „Also, für unsere Rechtfertigung ist ja das – die hohen Kontaktzahlen – das Beste, was passieren kann.“ Da sieht man schon, auf der einen Seite können sie es gut verwenden, auf der anderen Seite kommt diese qualitative Bewertung ein bisschen kurz.

Was noch ein Aspekt der Veränderung, die in die fachliche Arbeit reinspielt, ist, ich habe es eigentlich schon angesprochen, durch diese hohen Kontaktzahlen, dass Betreuungsarbeit nicht mehr geleistet werden kann. Ein Grund dafür, dass es jetzt mehr sind, ist einerseits die Situation am Karlsplatz, wo sich das Klientel grundsätzlich verändert hat, was ich vorher schon gesagt habe, auf der anderen Seite sind die Öffnungszeiten ausgeweitet worden, was auch eine Vorgabe der Geldgeber war, was eben auch dazu geführt hat, dass sich die Kontaktzahlen erhöhen.

Elisabeth Hammer: Dazu jetzt einmal eine böartige Frage: Kann man sagen, dass sich durch die Erhöhung der Öffnungszeiten das verändert hat, was Sozialarbeit bei Streetwork ausmacht, weil es durch eine Erhöhung – ich phantasie jetzt einmal – durch eine Ausweitung der Öffnungszeiten unter Umständen für die SozialarbeiterInnen nicht mehr möglich ist, längerfristige Betreuungen anzubieten und sich dadurch das, was Sozialarbeit ausmacht, gewissermaßen einschränkt? Wie siehst du das?

Maria Krieger: Also den Effekt hat es, kann man sagen, schon. Was für Intention dahinter gestanden hat, kann ich nicht sagen. Dem könnte natürlich entgegen gewirkt werden, es ist auch in den Interviews gekommen, wenn zum Beispiel das Personal aufgestockt werden würde, könnte man trotz dieser längeren Öffnungszeiten und den höheren Kontaktzahlen die Betreuungsarbeit wieder so leisten, wie es früher einmal war, wie es eigentlich auch von den Mitarbeitern gewünscht wird und wie es eigentlich ihrem Auftrag entspricht.

Elisabeth Hammer: Danke. Das heißt, durch diese Veränderungen verändert sich auch das, was an Sozialarbeit geleistet werden kann und es kommt unter Umständen auch zu einem Stück an Einschränkung? Du nickst, sehe ich. Wie ist das der Fall in deinem Bereich, Julia? Wie verändert sich da das Bild von dem, was Sozialarbeit leisten kann, in deinem Feld durch die Veränderungen?

Julia Emprechtinger: Am Beispiel der Sozialhilfe war auch ganz gut sichtbar, dass es eine Erhöhung des Personals bedürfte, damit die sozialarbeiterische Betreuung, vorallem diese langfristigen Betreuungen, die ja früher ganz wichtig waren, weitergeführt werden könnten. Wie gesagt, in der Sozialhilfe hat es auch eine Erhöhung der Fallzahlen gegeben. Seit langer Zeit schon werden das immer mehr. Spannend war während des Forschungsprozesses zu sehen, dass das Ansteigen der Fallzahlen nicht der alleinige Grund ist für die Unzufriedenheit, die bei den Mitarbeitern teilweise in den Interviews spürbar war, sondern dass es da mehrere Dynamiken gibt, die sich aus dem Spannungsfeld öffentlicher Auftrag und professionellem Anspruch ergeben. Ich möchte jetzt nicht widerlegen, dass die Fallzahlen und ungenügend angepasste Budgets ihren Teil dazu beitragen, dass ein großer Druck da ist, dass die Mitarbeiter in den Sozialzentren überlastet sind, dass es lange Wartezeiten gibt.

Wir haben aber auch andere Dynamiken wahrgenommen, die hineinspielen, die sich mit den Fallzahlen wechselseitig beeinflussen oder durch die Fallzahlen verschärft werden. Ich würde das gern an einem konkreten Beispiel darstellen und zwar an dem Clearinggespräch. Kurz für die, die nicht in der Sozialhilfe beheimatet sind oder mit ihr eher weniger zu tun haben: die Clearinggespräche sind die Erstgespräche in den Sozialzentren, in denen die Anspruchsprüfung stattfindet, wo Bedürfnisse geklärt werden, wo Information und Beratung über Möglichkeiten innerhalb und außerhalb der Sozialhilfe stattfindet, wo dann Weitervermittlung zu anderen Stellen gemacht wird. Diese Clearinggespräche haben früher - oder die Anspruchsprüfung haben früher die ReferentInnen gemacht. Seit einigen Jahren machen das die SozialarbeiterInnen für eine

bestimmte Gruppe, also für alle erwachsenen Antragssteller, die nicht mit minderjährigen Kindern gemeinsam im Haushalt leben, die nicht extern, also in anderen Einrichtungen sozialarbeiterisch betreut werden. Die kommen zum Clearinggespräch zu SozialarbeiterInnen. In den Interviews war Unzufriedenheit wegen dieser Anspruchsprüfung spürbar, weil dadurch natürlich Konzentration auf die finanziellen Angelegenheiten da ist, was natürlich etwas ausmacht oder was die sozialarbeiterische Betreuung beeinflusst, weil dadurch dieses Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle noch mehr verschärft wird. Spannend war aber zu sehen, dass SozialarbeiterInnen selbst in Arbeitskreisen gemeinsam mit Referentinnen beteiligt waren, wo diese Clearinggespräche konzipiert worden sind oder die Idee entwickelt worden ist. Da war damit der Anspruch verknüpft, die ganzheitliche und professionelle Sicht der SozialarbeiterInnen in die Anspruchsprüfung einfließen zu lassen und den Erstkontakt mit den Sozialzentren zu verbessern. Aktuell schaut es aber so aus, bei den Clearinggesprächen gibt es quantitative Vorgaben, wie viele pro Woche pro SozialarbeiterIn gemacht werden müssen. Für die Weiterbetreuung, für die Folgegespräche gibt es diese quantitativen Vorgaben nicht. Sie sind nichts desto trotz als wichtig bezeichnet worden. Sie sind in der konzeptionellen Überlegung drinnen. Es ist aber das Bild entstanden, dass es sich dabei um eine Kann-Option handelt. Dann, wenn genügend Zeit ist, werden auch die langfristigen Betreuungen genügend gemacht. Also die sind natürlich immer da, sind aber zurückgedrängt worden. Diese Konzentration auf Finanzielles macht natürlich auch etwas für das Selbstverständnis der SozialarbeiterInnen und erzeugt Spannungsfelder und Konflikte zwischen diesem professionellen sozialarbeiterischen Anspruch und dem Auftrag und den realen Rahmenbedingungen von Außen.

Elisabeth Hammer: Danke. Da sehen wir, glaube ich, auch schon ganz gute Parallelen, woher auch immer finanzielle oder ressourcenmäßige Einschränkungen kommen, dass die sich sehr transparent auch umsetzen bei dem, was dann sozialarbeiterische Tätigkeit leisten kann. Ich hatte fast den Eindruck, dass die SozialarbeiterInnen auch wahrnehmen, dass sich an ihrer Tätigkeit etwas verändert und vielleicht dieser breite Anspruch, den sie in der Betreuung haben, dass der dann unter Umständen nicht geleistet ist, dass der für Frust sorgt. Wie gehen die dann eigentlich damit um? Ich habe da ein paar Zitate im Kopf, die vielleicht bei dir noch besser sind. Wie tun Sozialarbeiter dann damit, dass sich das ausgeht?

Julia Emprechtinger: Da sind mir verschiedene Strategien geschildert worden. Einerseits gibt es den Auftrag, die Anspruchsprüfung so detailliert und genau wie möglich zu machen und das dann an die ReferentInnen weiter zu geben. Es gibt dann die Möglichkeit, diese knallharte Anspruchsprüfung nicht ganz so ordentlich zu machen und sich dafür für sozialarbeiterische Sachen mehr Zeit zu nehmen. Es ist mir auch die Strategie geschildert worden, dass man einfach länger arbeitet, sozusagen selbst mehr ausgebrannt ist am Abend. Es gibt auch die Möglichkeit die Abstände zwischen den einzelnen Terminen länger zu machen. Ich habe aber den Eindruck gehabt, es sind alles sehr unbefriedigende Lösungen, weil sie weder die Professionalität bewahren und gleichzeitig die eigene Psychohygiene nicht schützen, was dann für die Klienten nicht unbedingt die beste Lösung ist. Es ergibt sich dann daraus, ja, ich glaube der professionelle Anspruch, um sich selbst auch zu schützen vor Überforderung, ist - also teilweise, nicht immer - ein bisschen zurückgesteckt worden.

Elisabeth Hammer: Vielen Dank. Da würde ich jetzt gerne einmal hier einen Punkt setzen. Wir haben hier auch einiges an Material, an Impulse, aber ich möchte euch jetzt mal fragen und euch bitten, Nachfragen oder Kommentare zu dem, was bislang transparent geworden ist, einzubringen. Wir halten das meistens in einer relativ unkomplizierten Gesprächsform. Ist Ihnen etwas aufgefallen, wo sie nachfragen wollen, wo sie ähnliche Erfahrungen haben? Ich weiß, es sind auch VertreterInnen aus den Institutionen da, mit denen wir kooperiert haben. Gibt es da Nachfragen? Holen Sie sich das von den Studienautorinnen, die jetzt da sind.

Hiltrud Schmölzer: Ich bin Sozialarbeiterin in einem Sozialzentrum und auch Lehrende an der Fachhochschule und ich war schon sehr gespannt, was in dieser Fallstudie herausgekommen ist,

weil ich es ja selber erlebe und dann auch meine Erfahrungen weitergebe. Prinzipiell wollte ich mal zum einen ergänzen, wie es dazu gekommen ist, dass SozialarbeiterInnen im Zuge dieser Umstrukturierungsmaßnahmen zu diesen Clearinggesprächen gekommen sind. Also meines Wissens war es nicht unbedingt so, dass das der Wunsch der SozialarbeiterInnen an der Basis war. Es mag schon sein, dass weiter oben angesiedelt. Wir haben viel diskutiert, viele Arbeitskreise gehabt, in denen das diskutiert worden ist und es hat durchaus auch Vorstellungen und Wünsche gegeben. So weit einmal zum einen.

Ich glaube, da sind SozialarbeiterInnen zum Teil auch zu wenig gehört worden, würde ich jetzt einmal sagen, so von den Erfahrungen, von den Vorstellungen. Und zum anderen denke ich, es ist wirklich ein Bereich, der ganz schwierig ist. Sie haben einige Einflüsse da genannt, die das Feld der Sozialarbeit dort prägen. Ich könnte noch einige hinzufügen, dieses multiprofessionelles Team, das dort gefordert ist, Verwaltung gegen Sozialarbeit, Hilfe und Kontrolle, was den Bereich einfach sehr schwierig macht und in diesem Setting, wo ich glaube, dass auch die Sozialarbeit sehr stark unter Druck kommt in diesem Setting der Verwaltung und der Hochschwelligkeit, der Bürokratie. Ich denke irgendwie eingebunden in die Verwaltung waren wir immer in den Außenstellen. Ich haben auch dort Geldaushilfen gemacht. Ich glaube, dass der organisatorische Rahmen jetzt einiges dazu beiträgt, dass dort die Klienten, die Sozialarbeit brauchen, sie nicht mehr wirklich bekommen und die SozialarbeiterInnen, die Sozialarbeit geben könnten, die Sozialarbeit nicht mehr wirklich anbringen oder sehr selten anbringen.

Elisabeth Hammer: Danke, Hiltrud. Ich glaube, das müsste dich herausfordern. Da waren jetzt einige Sachen dabei, die im Detail auch im Bericht aufgearbeitet sind. Gibt es aktuell etwas, wozu du Stellung nehmen willst? Ich habe viele Stichworte gehört, die im Bericht detailliert werden.

Julia Emprechtlinger: Ja, die Zusammenarbeit zwischen den ReferentInnen und den SozialarbeiterInnen, also die Schwierigkeiten darin sind mir auch aufgefallen, weil dadurch SozialarbeiterInnen durch die Anspruchsprüfung eh schon ein Stück Verwaltungsarbeit machen und natürlich in der engen Zusammenarbeit dann noch schwieriger wird, weil in der Verwaltung viel mit Zahlen dargestellt wird, gerechnet wird, wo dann die Fragen an die Sozialarbeit kommen, was tut ihr eigentlich, zeigt es uns. Oder was man dann auch an der Dauer dieser Gespräche gesehen hat, wo mir geschildert worden ist, ReferentInnen haben kürzere Terminzeiten, die ihnen zur Verfügung stehen, Sozialarbeit längere, dann heißt es, was tut ihr da? Das ist dann natürlich schwer zu beschreiben vorallem gegenüber Berufsgruppen, die sehr zahlenlastig sind, sag ich jetzt einmal. Also das ist mir auch aufgefallen. Danke für das Hinzufügen.

Elisabeth Hammer: Uns ist auch noch etwas aufgefallen, da möchte ich das auch noch einbringen. Du hast gesagt: Sozialarbeit bringt ihre Sozialarbeit nicht mehr an. Etwas, was wir im Bericht auch versucht haben aufzuarbeiten, betrifft das doppelte Mandat, wo wir so wahrgenommen haben, dass sich das in der Tendenz nicht nur hin zu mehr Kontrolle verschiebt, sondern dass es überhaupt eher aufgeht in einem – ich sage das jetzt ein bisschen überspitzt – in einem reinem Verwaltungshandeln. Also dass das keine Balance ist, die SozialarbeiterInnen austarieren müssen - das ist auch ihr Job - sondern dass es verstärkt in eine Verwaltungsarbeit hineinrutscht, wo, wenn sich die Entwicklungen verschärfen, man dann irgendwann sagt bekommen könnte: Warum machen das nicht gleich die ReferentInnen? Das sage ich jetzt ein bisschen böse. Die SozialarbeiterInnen machen das ja jetzt auch, was die ReferentInnen machen, warum haben die mehr Gesprächszeit dafür, warum haben die mehr Raum, wenn sie eh das Gleiche machen, was die ReferentInnen auch machen? Das heißt, wenn da Spielräume eingeschränkt werden, kann es in der Tendenz dazu kommen, dass SozialarbeiterInnen dann das verlieren, was sie als ihr Eigenes aus der Professionalität heraus wahrnehmen. Das ist auch etwas, was dich auch betroffen hat oder was bei dir Thema war.

Barbara Bittner: Was mir aufgefallen ist, ist, dass es immer um den Widerstreit zwischen Werten, die man messen kann, die plakativ sind, die in Zahlen zu gießen sind, geht. Das ist in allen drei

Einrichtungen, einmal die Kontaktzahlen, die Vermittlungsquote, die materielle Absicherung, was leicht und plakativ darstellbar ist. Für mich die Frage, die nach wie vor offen ist: Wie schaffen wir es als SozialarbeiterInnen begreifbar zu machen, was Beziehungsarbeit bedeutet, was Nachhaltigkeit in der Arbeit bedeutet. Also reicht es, jemandem kurzfristig eine finanzielle Unterstützung zu geben oder heißt nicht nachhaltige Absicherung und nachhaltige Veränderung von Lebenssituationen auch Beziehungsarbeit zu leisten und wie können wir nach Außen hin darstellen, was diese Arbeit ausmacht, was wir für diese Arbeit brauchen und auch was die Gesellschaft und der Einzelne durch diese Arbeit gewinnt?

Ich habe den Eindruck, dass das, was auf der Oberfläche ist, was so leicht begreifbar zu machen ist, das die große Gefahr ist, dass wir daran festgenagelt werden und das können dann auch Referenten machen oder die Spritzenausgabe kann auch der Zivildienstler machen. Wie können wir begreiflich machen, dass Beziehungsarbeit in der Sozialarbeit oder nachhaltige Begleitung gesellschaftspolitisch Vorteile für alle bringt und vorallem für den betroffenen Klienten.

Elisabeth Hammer: Danke für diesen Input. Ich glaube, dass ist etwas, was auch bei Mentor – wir haben uns angeschaut, wie tut Mentor, wie tun die im Projekt Basic plus, dass sie das, was sie als fachliche Arbeit verstehen, einerseits, dass sie das machen können und wie gehen die mit diesen Spielräumen um, die sie haben oder die sie nicht haben und die sie sich nehmen? Welche Erkenntnisse hast du da dazu?

Maria Jöbstl-Arbeiter: Also es wurde in der Studie sehr gut sichtbar, dass bei basic plus auch Dinge passieren, die jetzt nicht nur Arbeitsmarktintegration bedeuten und kurzfristige schnelle Lösungen, weil gerade bei der Gruppe der Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen sich gezeigt hat, dass Jugendliche mit ihren Schwierigkeiten und Problemen zuerst Thema sein müssen, bevor es überhaupt zu einer Arbeitsmarktintegration kommen kann, bevor eine Ausbildung absolviert werden kann, bevor ein Job angenommen werden kann. Da haben wir das so wahrgenommen, dass da ein ganzheitlicher Arbeitsansatz ausgeführt wird, wo auch hervorgekommen ist, dass sehr viel in der Einzelfallarbeit stattfindet, wo das zum Teil nicht so stark im Konzept verankert ist, wie es dann in der täglichen Arbeit stattfindet, wo es aber aufgrund dessen, dass das Rahmenkonzept großzügig ist und Spielräume auch offen lässt, dass das passieren kann. Was bei Mentor, basic plus noch ist, dass die Quote, die vorgegeben ist, glaube ich, sehr erfolgreich eingehalten wird. Das heißt, wenn die Zahlen stimmen, ist es anscheinend dann auch leichter, die Arbeit zu leisten.

Elisabeth Hammer: Ich möchte da einmal nachfragen: Kann man sagen, dass es vorkommen kann auch in deinem Beispiel, dass wo zwar Sozialarbeit drinnen ist, wo Sozialarbeit nicht oben steht, was ist drinnen und was steht nicht oben? Wie würdest du das sehen?

Maria Jöbstl-Arbeiter: Ich glaube, dass generell im arbeitsmarktpolitischen Bereich Sozialarbeit nicht so stark drinnen ist und dass das nicht so wahrgenommen wird, dass das ein Feld ist, wo die Sozialarbeit etwas mitzureden hat. Das ist meine Einschätzung dazu. Klar ist, dass es ein Handlungsfeld der Sozialarbeit ist. Soziale Arbeit ist, glaub ich, ein Begriff, der auch noch nicht so eine Anwendung findet, weil ja Soziale Arbeit, glaube ich, Pädagogik und Sozialarbeit subsummiert und sich somit ein breites Anwendungsgebiet öffnet.

Elisabeth Hammer: Und das, was du so an fachlichen Aspekten der Arbeit herausgefunden hast, hast du das Gefühl, die sind von dem, was du von dem Konzept mitbekommen hast, gut verankert und werden auch gut transportiert oder könnte man das besser unterstützen, damit diese Tätigkeiten, die auch erbracht werden und anscheinend in hoher Qualität erbracht werden, auch besser sichtbar werden?

Maria Jöbstl-Arbeiter: Ja, ich denke schon, dass man das noch besser beschreiben und reinnehmen kann, dass das noch viel mehr über die Arbeit, die dort passiert, die auch sehr vielfältig und qualitativ ist, dass das über solche Beschreibungen viel besser geschehen kann und

dem viel gerechter wird, was vor Ort passiert, als es durch Zahlen vermittelt wird.

Elisabeth Hammer: Maria, du nickst. Was möchtest du sagen?

Maria Krieger: Ich kann eigentlich Bezug nehmen auf alle Wortmeldungen, die jetzt gefallen sind. Auf der einen Seite schließe ich mich bei dir an, dass es, wie es bei Streetwork war, in den Interviews mehrmals gefallen ist, dass vom Geldgeber diese quantitativen Zahlen als Rechtfertigung der Arbeit gewünscht und gefordert werden und dass aber dadurch die eigentliche Arbeit nicht dargestellt werden kann, weil man nicht sagen kann, so und so viel Leute sind gekommen. Das sagt einfach nichts aus oder was das betrifft, sagt es nichts aus. Es ist auch von einer InterviewpartnerIn gefallen, dass eigentlich ein Gegenmodell gebraucht wird, um diese qualitativen Elemente der Arbeit richtig darzustellen, dass in der Bewertung der Arbeit und in der Dokumentation der Arbeit qualitative Indikatoren Anwendung finden müssen. So wie ich das erlebt habe, ist es schwierig, also mir ist jetzt kein Modell genannt worden, aber es ist mehrmals gefallen, es braucht eines, um die Arbeit richtig darzustellen, denn sonst, so wie es auch vorher gesagt worden ist, wird es wirklich schwierig, die Sozialarbeit in dem Feld zu erklären und zu legitimieren, weil wie gesagt, beim Spritzentausch ist die Frage: wer kann das sonst noch machen? Dass eigentlich der fachliche Hintergrund ist, dass durch den Spritzentausch Kontakt aufgenommen wird zu den KonsumentInnen und über dass dann – das dauert halt – eine Betreuung aufgenommen werden kann, dass kann man in Zahlen nicht darstellen und das gehört unbedingt transparent gemacht, um die Sozialarbeit dort, um das darzustellen.

Elisabeth Hammer: Also du sprichst dich dafür aus, dass diese prozessbezogenen Elemente besser sichtbar gemacht werden und es nicht zu einer Reduzierung kommt, zum Beispiel allein auf die Zahlen des Spritzentausches.

Ingrid Hofer: Ich habe mehrere Dinge zu sagen. Das eine ist, weil du sagst, man muss unsere Arbeit genauer darstellen. Das Problem ist, glaube ich, dass wir immer den Anspruch haben, alles bis ins kleinste Detail darzustellen und ganz genau und ganz korrekt und ganz auf den Einzelfall, Das versteht ein Geldgeber nicht. Der hat a. keine Zeit b. keine Ausbildung und c. der will Kategorien haben, der will Kastln haben und sagen Kastl A, der hat Merkmal A, B, C und der braucht das und das kostet ihn das. Und das zu ignorieren, das fällt uns auf den Kopf. Das heißt, es braucht eine Mischung aus, was kann ich abstrahieren und O.K. dann bleiben einige Details auf der Strecke, aber die Details will eh niemand hören, die sind für uns wichtig und für unsere Strategie, wie wir die Arbeit anlegen.

Und zu der Geschichte mit dem Spritzentausch: dass man da nicht darstellen kann, wieviele nachfolgende Kontakte und wie sich dann die Betreuungen aufbauen, u.s.w. - kann man schon, wenn man sich überlegt, wie dokumentiert man was und auch da, wie abstrahiert man was. Wieviel Prozent von denen, die über Jahre hinweg Spritzen tauschen, kommen dann im Endeffekt in eine Betreuung? Wieviel Prozent von denen haben eine geringere Ansteckung? Man kann vieles in Zahlen gießen. Ich glaube nur, dass die Angst, etwas kontrollierbar zu machen, uns lähmt und man nimmt uns auch nicht Ernst, wenn wir sagen, das ist ganz individuell. Ja, es ist viel individuell und jede Kaufentscheidung, ob ich OMO kaufe oder Persil, ist individuell. Trotzdem schafft es die Werbung, Kategorien zu finden.

Maria Krieger: Das kommt auch in der Studie heraus, dass es nicht um eine Ablehnung dieser Kategorien und dieser Zahlen oder der Darstellung der Arbeit in Zahlen geht, sondern dass begleitend diese qualitativen Elemente auch dargestellt werden müssen, dargestellt werden sollen. Natürlich muss man da ein Modell finden, das so zu ordnen, dass man es transportieren kann nach Oben oder nach Außen.

Elisabeth Hammer: Ich wollte noch etwas sagen zu diesem Spritzentausch. Ich glaube, in dem Fall liegt eine ganz unterschiedliche Bewertung vor, was diese Zahlen bedeuten. So wie ich es

wahrgenommen habe, bedeuten diese Zahlen, jetzt überspitze ich wieder: Je mehr Spritzentausch desto besser Sozialarbeit oder desto erfolgreicher diese Einrichtung und das ist etwas, was die SozialarbeiterInnen etwas anders sehen, dass nicht prinzipiell ganz hohe Zahlen von Spritzentausch bedeuten, dass die Sozialarbeit besser wird oder dass es da auf andere Sachen ankommt, die womöglich den Auftraggebern vermittelt werden müssen oder nicht so ankommen.

Bernhard Litschauer-Hofer: Ich würde vorschlagen, das Thema Spritzentausch hacken wir jetzt bitte ab. Hängen wir einfach große Apparate auf, die das machen und konzentrieren wir uns auf die eigentlichen Aufgaben, weil Spritzen tauschen, das kann wirklich jeder und bei den heutigen Anforderungen, und ich denke auf die sollten wir auch achten und schauen, wie kommen denn die Leute daher? Zwei Drittel der Leute, die am Karlsplatz tauschen, sind für jedwede Intervention viel zu zu, sage ich jetzt einmal und daran wird sich in den nächsten 50 Jahren auch nichts ändern, ob wir die Spritzen selber tauschen oder Automaten aufhängen. Ich denke, es ist auch notwendig, sich um die Rahmenbedingungen, wo das dann greifen soll oder nicht, zu kümmern.

Maria Krieger: Ganz kurz trotzdem noch zum Spritzentausch: Was ich von Interviewpartnern gehört habe, ist - darum weiß ich nicht, ob das mit den Automaten so eine gute Idee ist - dass sie über den Spritzentausch Kontakt zu Leuten kriegen. Natürlich kann man nicht bei allen weiterarbeiten, aber da ist die erste Möglichkeit, Kontakt aufzunehmen und im besten Fall oder für wen es dann passt, weiter Gespräch und Betreuung aufbauen zu können.

Reinhard Auer: Schönen Nachmittag. Ich bin Einrichtungsleiter von Streetwork und ich habe einen Haufen aufgeschrieben, was in der Diskussion vorgekommen ist. Ich weiß garnicht, wo ich anfangen soll. Spritzentausch, O.K. den können wir abhacken. Ich finde ihn schon wichtig – Ich hacke ihn mit dem Satz ab, dass es schon ganz gut ist, dass es Leute gibt, die beim Spritzentausch stehen, die auch eine Ahnung haben, von dem, wie sie vielleicht einen Zugang finden oder einen Kontakt finden und das es nicht nur ein Automatismus wird, weil tatsächlich über den Spritzentausch auch so etwas wie ein Kontakt möglich ist oder Ansprache möglich ist. Dass der Spritzentausch über dem Karlsplatz und über dem Stützpunkt hängt, wie eine Riesenkracke und das inhaltliche Arbeiten ein bisschen verhindert, das ist mir auch bewusst. Es hängt sich alles auf den Spritzentausch auf, der behindert auch sehr viel inhaltliches Arbeiten.

Zum inhaltlichen Arbeit möchte ich sagen, dass - ich möchte ein bisschen hinzufügen zu den Ausführungen, die bereits passiert sind - und zwar ist Streetwork ein bisschen im Wandel begriffen, so wie ich das sehe. Ich bin seit 1. September 2006 Leiter, das heißt meine Geschichte ist noch kurz und ich hoffe, sie wird noch lang und erfolgreich. Es ist so, dass sich die Rahmenbedingungen verändert haben, das geht zu den Fördergebern. Wir, Streetwork sind in der glücklichen Lage, dass wir seit Jahren nichts an Budget verloren haben, dass wir eine neue Beratungsstelle, eine neue Anlaufstelle bekommen haben, die doppelt oder dreifach so groß ist wie das, was es vor zwei Jahren noch gegeben hat. Das heißt, da ist Geld investiert worden, da ist auch, so deute ich das, ein Wille von Sucht und Drogen, Wien, das sind die Geldgeber, da. Da wird auch wertgeschätzt, O.k. wir brauchen da definitiv Sozialarbeit, wir brauchen dazu Rahmenbedingungen, damit wir das Problem Drogen in den Griff bekommen. Das wird dann kurz auf den Punkt gebracht: O.k., wir stellen euch das zur Verfügung, ihr macht etwas und arbeitet effizient und ergebnisreich. Da wird es dann eh spannend, aber trotzdem wir haben in den letzten Jahren nichts eingeübt, wir haben sogar eine neue Anlaufstelle dazubekommen. Das muss man auch anmerken.

Gleichzeitig ist Help U dazugekommen, was für uns Sozialarbeiter eventuell die Parteilichkeit sogar erhöht, weil wir können uns auf die Klienten, die Drogenkonsumenten inhaltlich einlassen. Wir sind für sie da in der Betreuungs- und Beratungsarbeit und Help U mehr für den öffentlichen Raum, also wir sind da ein bisschen hinaus gekommen. Wir brauchen nicht mehr, wenn wir auf die Straße gehen, für alle dazusein, weil Help U da ist, um das für uns ein Stück abzunehmen. Wir könnten uns und können uns mehr auf die Betreuungsarbeit konzentrieren und da meine ich, da ist

auf alle Fälle mehr drinnen. In den letzten Jahren hat es immer geheißen, Betreuung ist nicht möglich, sie war auch meiner Meinung nach tatsächlich nicht möglich, wenn man da ein kleines Kammerl hat, wo keine Ahnung wieviel Leute da immer Spritzen tauschen kommen und die nur zu zweit den Stützpunkt besetzen, dann kann ich auch nicht anbieten, da spreche ich jemanden an und lade ihn zu einem Gespräch ein und vielleicht zu einer längerfristigen Betreuung, weil das wäre unseriös und das geht auch nicht und das wäre auch gelogen, weil das geht nur dann, wenn ich etwas fortsetzen kann. Ich kann nur dann jemanden zu einer Betreuung einladen, wenn ich sage, ich bin morgen wieder da oder nächste Woche oder wenn ich nicht da bin, ist jemand anderer da, mit dem du reden kannst. Das haben wir jetzt.

Was ich auch noch gewandelt hat, ist, es gibt eine Ausenthaltsszene rund um den Karlsplatz, Resselpark eigentlich nicht, denn da ist Schutzzone, aber alles rund um den Karlsplatz, da gibt es, kann man sagen, Szene und sonst in Wien gibt es sporadische Szenen. Die tauchen einmal da auf, einmal da auf dann fahren sie in der U-Bahn herum oder wie auch immer, aber es gibt definitiv nur einen Platz, wo viele Drogenkonsumenten in Wien aufhältig sind und das beständig und das ist der Karlsplatz. Das heißt auch, jetzt kann ich sagen, wofür habe ich Streetworker, wenn es eigentlich nur hundert Meter zur Szene sind? Jetzt kann ich das so benennen, dass ich sage, es gibt eine – wenn man es differenziert betrachten will – es gibt eine Anlaufstelle und dadurch gibt es dann Outreach. Ich schaue aus der Anlaufstelle hinaus, nehme draußen in hundert Meter Entfernung Kontakt mit den Personen auf und schaue, dass ich bewerbe, dass es uns gibt, schaue, dass ich bewerbe, dass es Betreuung gibt und so weiter. Und der andere Teil ist dann schon ein bisschen ein suchs Balli, sage ich einmal, such die Leute in der Szene, schau, wie ich mit ihnen Kontakt aufnehme, wenn ich nicht einmal genau weiß, wo sie sind. Das heißt, die Straßensozialarbeit ist da auch ein bisschen im Aufbruch und auch in einem Wandel.

Ich rede immer so viel, ich hoffe, ich werde nicht irgendwann ausgebuht, aber ich bin ein Vielquatscher. Eine Sache noch zu der Betreuung, dann gebe ich das Mikrofon kurz ab, weil es kann schon sein, dass ich mich wieder zu Wort melde. Und zwar denke ich mir, diese Kontaktzahlen, die sind auch genannt worden, die interessiert in Wahrheit niemanden, denn es ist keine Rechtfertigung, das ist meine Erfahrung als Leiter in der Zeit, wenn ich jetzt irgenwo hingehere und sage, wir haben 600 Kontakte, das sind Spitzenwerte, die haben wir tatsächlich am Karlsplatz, da höre ich dann, aha, ja, viel. Und die wesentliche Frage ist dann die, was mit den Kontakten passiert. Da fängt für mich das Spannende an, weil für mich die Kontaktzahlen alleine, die sind vielleicht tatsächlich lästig, weil 600 Mal am Tag die Tür auf und zu geht und das wichtige für die Sozialarbeit ist für mich und da will ich mein Team letztendlich anleiten, das was sie gelernt haben an der FH, das was sie lernen in Fortbildungen, nämlich ich lerne zu intervenieren, ich lerne Gespräche aufzubauen, ich lerne mich irgendwo vertraut zu machen, dass das natürlich auch Wirkung zeigt. Das ist das Schwierige, wenn ich heute jemanden berate oder auch betreue, da meine ich, da gibt es keinen Qualitätsunterschied für mich, weil wenn ich heute eine kurzfristige Beratung mache und die ist so gut und so leiwaund, dass dem geholfen ist und ich habe jemanden ein halbes Jahr lang in Betreuung und ich rede mit dem jede Woche eine Stunde und es zeigt überhaupt keine Wirkung, ja, das kann man, glaube ich, so nicht aufmessen. Jedenfalls meine ich, dass es um die Effizienz schon geht, das ist mir schon auch wichtig, nämlich so wie wenn ich – da ist ein Modell die Vernetzung, nämlich, wenn es um die Vermittlungsarbeit geht - wenn ich heute jemanden sage, geh dort hin, dort hast du es vielleicht besser, dann müsste ich das auch rückgemeldet bekommen, dann kann ich sagen, meine Vermittlung hat Erfolg gezeigt.

Elisabeth Hammer: Zum Thema Kontaktzahlen, Fallzahlen, das ist etwas, was in jeder Studie vorkommt. Die letzten sechs, sieben, die wir haben. Da lohnt es sich immer auch vom eigenen Handlungsfeld einmal in ein anderes zu schauen, das ist zumindest meine Erfahrung nämlich in der Relevanz der Kontaktzahlen.

Publikum 1: Zu Sozialarbeit und Qualität, wer definiert sie, wer bestimmt, fallen mir hier Parallelen auf und zwar, dass Sozialarbeit zunächst einmal in Massenbetrieben, Durchlaufstationen

eingesetzt wird. Sei das jetzt Clearing, sei das jetzt Spritzentausch - ich erlaube mir, das zu vergleichen - und der eigene Anspruch aber davor geht, von diese Massendurchlaufsbetrieben den Anspruch zu haben, dass sowohl der Klient merkt, dass ich was anderes kann als der Referent oder die Polizei oder die Politik oder wer auch immer, mir es aber in diesem Massenbetrieb immer schwerer fällt zu zeigen, was ich kann und das auch nicht präsentieren kann, sondern ich werde ja ganz anders erlebt. Ich erlaube mir diese Kritik oder diese Feststellung, vielleicht wird sie ja auch geteilt, weil ich selber jahrelang in einer Außenstelle gearbeitet habe mit Geld, mit Lang- und Kurzzeitbetreuung, mit einem sehr generalistischen Ansatz und dann einige Jahre in einem Sozialzentrum gearbeitet habe, in dem ich mir vorgekommen bin, als hätte ich meinen Beruf aufgegeben und eigentlich mehr Referent bin und mich nicht gewundert habe, dass mich die Klienten anders erleben, denn ich hatte weder Entscheidungsfreiheiten noch eigenständiges Arbeiten, da war immer die Rückkoppelung mit Referenten oder wurde erlebt von einem Clearing zum nächsten und so könnte ich mir bei dem Spritzentauschen vorstellen, wenn ich als Sozialarbeiter die Erwartung habe, jetzt kommt der herein, der tauscht seine Spritze, ich rede mit ihm, super, vielleicht kommt der wieder - ich weiß nicht, ob das der richtige Ansatz ist und wer diesen Ansatz auch kreierte?

Jetzt habe ich gerade gehört, es geht nicht um Fallzahlen und Spritzentausch und sonst etwas. Ich weiß auch nicht, wie weit es ums Clearing geht, wie oft wer wann Clearing macht, ist das ein Erfolg? Wer definiert denn eigentlich, was wichtig ist? Es sind viel zu selten die Sozialarbeiter selber an der Basis. Es gibt Qualitätsansätze, Beschreibungen von Qualität, bei denen aus der Basis selber, der Sozialarbeiter, die Sozialarbeiterin die Qualität definieren. Da müsste man eigentlich auch sagen, passt das mit dem politischen Anspruch zusammen? Die Politik will irgendwas, sei es jetzt soziale Sicherheit, Grundsicherung finanzieller Art oder Drogenproblem soll eingeschränkt werden, wenn das zusammen passt, wenn die was wollen, muss die Sozialarbeit aber auch selbstbewusst sagen, Leute, wir stellen uns das so vor, lasst uns aber auch die Kriterien definieren. Das kommt mir hier sehr wenig vor.

Elisabeth Hammer: Ein ganz kurzes Statement von mir: Die Kriterien definieren wurde kurz genannt. Teilweise passiert das ja, aber kommen zu diesen Kriterien dann auch die Ressourcen, damit das, was die Sozialarbeit im Bestfall auch mit anderen definiert auch umsetzen kann, nach dem was sie denkt, was das Wichtigste ist? Also die Frage der Ressourcen ist dann noch einmal eine.

Josef Bakic: Nur eine Anfrage an die Ingrid: Ingrid hat gesagt, die Financiers Sozialer Arbeit brauchen Kastln A, B, C, das beurteilen sie dann gleich in Geld und die Soziale Arbeit soll endlich von ihrem Ross runter kommen, von einer Breitseite, das ist so ganz individuell, das soll man nicht machen. Dann hast du vorgeschlagen, aus der Werbung zu lernen, OMO und Persil als Kategorien einzuführen. Jetzt meine Frage: Ist es nicht viel mehr die Tendenz, dass es immer mehr darum geht, dass der Rahmen den Inhalt bestimmt, dass Fördergeber, die oftmals keine Ahnung von der inhaltlichen Arbeit haben, vorgeben, wie die Kastln auszufüllen sind und dann nur mehr an den Kastln orientiert sind? Und wäre dein Vorschlag zum Beispiel zu sagen, Streetwork ist die Faserschmeichlerpartei und HelpU sind die Powerinterventierer? Ich würde mir gerne noch ein Statement von dir erwarten, was wir machen sollen. Sollen wir Marken bilden, damit wir uns besser verkaufen können?

Ingrid Hofer: Ja, das ist eine super Frage. Ich glaube, du hast recht mit dem Rahmen und den Geldgebern, die sagen, welche Kastln wir am Besten sehen sollten. Ich glaube, wir sollten die Kastln bestimmen und da auch Druck machen, aber ich glaube, dass man die Geldgeber auch ein Stück berücksichtigen muss. Man muss sich den Rahmen auch manchmal ertricksen, glaube ich, indem man auch das Unwissen der Geldgeber nutzt. Nur manchmal geht das nicht und vorallem beim AMS geht das nicht.

Publikum 2: Ich wollte einmal auch noch einen berufspolitischen Aspekt einbringen. Es ist ja bei

manchen Dingen die Frage, ist das überhaupt noch Sozialarbeit? Braucht es da zwischen Spritzentausch und Verwaltungsarbeit Clearing? Ich frage mich manchmal, wenn ich in die Apotheke gehe, wie häufig am Tag braucht die fertige Magistra für Pharmakologie ihr gesamtes pharmakologisches Wissen und ich kenne Studien aus Spitälern sehr gut, wie viel eine hoch qualifizierte Ärztin, Oberärztin, wieviel macht sie medizinische Behandlungstätigkeit, wieviel ist Verwaltungstätigkeit? Nicht, dass ich das gut heißen will, aber, ich glaube, in den Apotheken gibt es gute Bestrebungen zu schauen, dass das in der guten fachlich hoch kompetenten Beratung bleibt und auch die Mediziner sagen klar, was ist ärztliche Tätigkeit? Alles was ein Arzt oder eine Ärztin macht. Da sage ich einmal, Sozialarbeit ist jede Tätigkeit, die eine Sozialarbeiterin, ein Sozialarbeiter macht. Manchmal fahren wir mit unseren vollen Kompetenzen, manchmal weniger, aber ich denke, wir sollten nicht einfach sagen, das und das geben wir gleich wieder ab, gerade wo wir es wieder gehabt haben.

Heidi Cammerlander: Ich bin von den Wiener Grünen. Was mich ein bisschen wundert, gerade bei Streetwort und Karlsplatz, dass in diesem Kreis nie das Wort Konsumraum gefallen ist. Also ich bin keine Sozialarbeiterin, sondern Politikerin und ich denke mir, unsere Aufgabe von der Politik wäre es, Rahmenbedingungen zu schaffen und da kenne ich jetzt einmal nur diese wirklich hervorragende Expertise von Professor Springer, der ja schon seit Jahren Konsumräume fordert. Wie stehen SozialarbeiterInnen zu diesen Konsumräumen? Das würde mich interessieren.

Brigitta Zierer: Das war eine schöne Überleitung, zu dem, was mir bisher noch gefehlt hat in dieser Diskussion rund um Fachlichkeit, Qualität und Wirkungsforschung, die eigentlich auch im Raum steht. Ich glaube, dass Sozialarbeit gefordert ist, Dienstgebern, Geldgebern und PolitikerInnen zu erklären, was die spezifischen Rahmenbedingungen oder Rahmensetzungen der Sozialarbeit ausmacht. Ich kann - da sind wir beim Kasteln zählen, zu dem ich wieder zurückkomme - mir diese Kastln nur einfallen lassen, wenn ich weiß, wie diese Rahmensetzungen aussehen sollen, wo die Kastln dann reinpassen. Ich denke mir, diese simple Sprache mit dieser fachlichen Kompetenz vermischt kann unter Umständen ein recht brauchbares Resultat bringen. Das heißt, ich würde diese Fachlichkeit in diesem Zusammenhang etwas breiter sehen. Auch wenn es um die unmittelbare KlientInnenarbeit geht, geht es um diese Rahmenbedingungen, die es gilt mitzugestalten und wo man sich, denke ich mir, relativ aktiv einmischen muss im Sinne dieses gesellschaftspolitischen Auftrages.

Zum anderen ist mir auch noch aufgefallen: In der Dokumentation, die heute auch angeklungen ist und die ich ganz wichtig finde, im Dokumentieren dessen, was ich für Klienten tue, was es an Wirkung erbringen kann für den Geldgeber, dass manchesmal, glaube ich, der Denkfehler gemacht wird, ich muss zum Beispiel, wenn ich bei AMS-Kategorien bin, jemanden jobready machen und dann habe ich meine Erfolgskategorien der Sozialarbeit erfüllt. Ich glaube, dass es viel mehr darum geht, diese prozesshaften Schritte in Richtung jobready sein zu bestimmen, diese Kriterien beziehungsweise diese Dimensionen dafür festzulegen und letztendlich denke ich mir, dient es nicht nur Dienstgebern beziehungsweise Geldgebern sondern auch der Sozialarbeit als Berufsgruppe sich in ihrer Fachlichkeit wiederzufinden beziehungsweise sie auch im Sinn einer Arbeitszufriedenheit oder im Sinne einer besseren und zukünftigen Planbarkeit von dem, was notwendig ist.

Barbara Walenta: Ich wollte noch einmal sagen, was eh schon gefallen ist, die Qualitätsdebatte sehe ich schon auch immer wieder als Aufgabe der Sozialarbeit selbst, dass sie das übernimmt, dass sie sich auf die Füße stellt und genügend Selbstbewusstsein aufbaut und diese Standards selber lernt zu erstellen. Es braucht zwar neue Modelle, aber wir sind auch, glaube ich, innovativ genug, um diese Standards selbst aufzustellen, dass wir nicht die von der Werbung oder von der Wirtschaft übernehmen müssen, um unsere Arbeit messen zu können. Was meiner Meinung nach zu dem Schluss führt oder zu dem Ursprung führt, dass mehr Zusammenschluss in der Sozialarbeit her muss und dass sich Sozialarbeit gemeinsam öffentlich positionieren muss, damit es nicht möglich ist, dass man die Sozialarbeit unterbuttert, dass die Standards von Außen

auferlegt werden. Wenn man zum Beispiel die Ärzte hernimmt, da würde man auch nie sagen, arbeitet ohne Skalpel und schaut, wie ihr das macht. Da würden sich auch alle auf die Füße stellen und warum sollten wir gewisse Bedingungen nicht mehr zur Verfügung haben oder Zahlen haben, die die Arbeit, also die Qualität mindern und von Außen auferlegt sind und eigentlich nicht mehr unseren Arbeitsprinzipien entsprechen.

Reinhard Auer: Konsumräume ganz kurz: Konsumräume sind sinnvoll, das finden wir. Inhaltlich gibt es seit Jahren ein Konzept auch vom Ganslwirt, nicht nur die Expertise. Ja, Anfragen an die SPÖ oder auch an die SDW, an den Drogenkoordinator, kann ich da nur sagen. Den Rahmen wollten wir schon längere Zeit haben, das hängt nicht an der Straßensozialarbeit.

Elisabeth Hammer: Gut. Ein Schlusswort von euch. Es ist viel gefallen, wo ich auch glaube, dass es in den Studien auch ausführlicher behandelt wird, als es jetzt möglich ist. Wer möchte beginnen und Aspekte aufgreifen?

Maria Jöbstl-Arbeiter: Ich möchte ganz kurz aufzählen, was mir am Allerwichtigsten ist. Und zwar wurde für mich in basic plus sichtbar, dass ein ganzheitlicher Ansatz, der in Richtung Soziale Arbeit geht, möglich ist. Und ich glaube, auch was Barbara Bittner angesprochen hat, das mehr im Fokus sein soll, was ist Nachhaltigkeit? Ich denke mir, gerade im arbeitsmarktpolitischen Bereich wäre es wichtig zu schauen, was bringt es den Leuten, auch drei Monate nach dem der Kurs beendet ist, dass man sich längerfristig überlegt, wie sind die Auswirkungen und ein bisschen wegkommt von diesem reinen Fokus auf die Arbeitsmarktintegration und jobready machen, also dass man mehr den Menschen als Ganzes im Blick hat.

Maria Krieger: Was ich abschließend sagen möchte, ist, - es ist teilweise gefallen – dass es wirklich wichtig ist, diesen Prozess, der die Sozialarbeit ausmacht, der dann zu einem Ergebnis führt, auch darzustellen und nach oben weiterzuspielen. Ich denke mir, es wäre super, wenn wir die Rahmenbedingungen definieren könnten, nur abgesehen von meiner persönlichen Meinung, was in der Studie herausgekommen ist, die Geldgeber werden auch Entscheidungsträger genannt und das sind sie auch. Sie geben das Geld, sie entscheiden, was sie zahlen und was sie haben wollen und im Endeffekt ist es so, dass sich die Sozialarbeit oder die MitarbeiterInnen da einfügen müssen und schauen, wie sie mit diesen Rahmenbedingungen zurechtkommen und was sie an Sozialarbeit innerhalb derer noch leisten können, wo es natürlich schon Möglichkeiten gebe oder es gut wäre, wenn da auf die Geldgeber Einfluss genommen werden würde, damit Änderungen wieder zurückgenommen werden oder andere Rahmenbedingungen geschaffen werden. Was – das erlaubt jetzt die Zeit nicht mehr – was in der Studie zum Karlsplatz, die ich hauptsächlich durchgeführt habe, ein bisschen zu kurz gekommen ist, ist diese Sicherheitsdebatte und dieser Sicherheitsaspekt, der da eine große Wichtigkeit hat, auch für Streetwork und natürlich spielt da Help U auch in diesem Feld mit. Ich kann da jetzt nur mehr auf die Studie verweisen, die zwar noch nicht aufliegt, aber bestellt oder heruntergeladen werden kann.

Julia Emprechtinger: Ich möchte zum Abschluss noch zwei Aspekte aufgreifen, die in der Diskussion gefallen sind. Einerseits, dass Qualitätskriterien von SozialarbeiterInnen selbst definiert werden, von der Basis: Da gibt es im Sozialhilfsvollzug gerade ein Projekt, in dem auch Mitarbeiter von der Basis mitdefinieren sollen, was machen wir, was ist Qualität? Es ist sehr begrüßenswert, dass es das auch gibt, dass vom Stadtratbüro bis hinunter zu den SozialarbeiterInnen, ReferentInnen, SekretariatsmitarbeiterInnen mitdefiniert wird. Ich sehe es so, dass es vorrangig für die Zusammenarbeit zwischen ReferentInnen und SozialarbeiterInnen was bringt, weil dadurch Aufgabenfelder, Kompetenzen, Entscheidungen besser zugeteilt werden, das klarer ist, das besser funktioniert.

Zu hoffen wäre natürlich dann auch, dass dann diese definierten Qualitätskriterien auch von den Geldgebern zu Herzen genommen werden. Zu befürchten ist aber eher, dass die wenig Einfluss haben auf die finanziellen Ressourcen, die einem zur Verfügung gestellt werden oder es ist

abzuwarten, was sein wird. Nur Qualitätskriterien zu definieren ohne diese Ressourcen zu haben, um diese auch umzusetzen, ist schwierig, denk ich mir. Ein zweiter Aspekt sind diese gesellschaftlichen Auswirkungen von Sozialarbeit, die auch gefallen sind, in der Sozialhilfe, die eher auf das Individuum konzentriert ist, die materielle Grundsicherung oder Absicherung eines Individuums, das ist die Leistung der Gesellschaft für das Individuum. In den Interviews ist in einem Nebensatz gefallen: durch die Sozialhilfe, also durch die Arbeit mit dem Einzelnen wird auch ein sozialer Friede gesichert, weil durch gute Sozialarbeit und durch gute Beratung, dadurch dass sich KlientInnen gut informiert fühlen, sie auch ein höheres Wohlbefinden haben und sich dann auch in der Gesellschaft wieder besser integrieren können. Ich denke mir, das wird dann auch zu wenig gesehen, dass das auch eine Leistung von Sozialarbeit ist, die als Nebeneffekt auch passiert. [...] Ich denke mir, dass wird viel zu wenig gesehen und es wird eher an den einzelnen Fallzahlen gemessen und die Notwendigkeit wird da nicht so sehr gesehen, was das eigentlich für die Gesellschaft für einen Wert hat.

Elisabeth Hammer: Vielen, vielen Dank euch dreien. Bei Nachfragen gibt es jetzt eine Pause. Wir werden sie eher kurz halten, um euch um fünf vor sechs zu präsentieren, was unsere zusammenfassenden Ergebnisse der letzten zwei Jahren waren. Für Fragen steht ihr sicher auch in der Pause zur Verfügung. Das war Forschung in der Sozialen Arbeit durchgeführt von SozialarbeiterInnen! Dankeschön.

Pause

Ökonomisierung und Fachlichkeit in Wien, 04.06.2007

2. Teil: Präsentation und Publikumsgespräch: „Wiener Erklärung zur Ökonomisierung und Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit“

Josef Bakic: Wir sind fast am Ende. Wir haben jetzt zwei Jahre hinter uns, zwei Jahre, die massive Spuren eingegraben haben, nicht nur in unsere Gesichter und in unsere Gehirnwindungen. Wir haben auch eine Menge an Material geschaffen. Ganz viel ist auf der Homepage www.sozialarbeit.at zu finden und wir haben es in letzter Sekunde geschafft, dem ganzen noch ein neues Material hinzuzufügen. Wie es nicht der Equal-Logik aber unserem eigenen Tun und Wollen entspricht, haben wir uns noch als letzte Herausforderung für diese zwei Jahre Beschäftigung mit fachlichem Standard ein Papier ausgedacht. Dieses Papier nennt sich: Wiener Erklärung zur Ökonomisierung und Fachlichkeit in der Sozialarbeit. Dieses Papier gibt es ab morgen früh zum Download auf der Homepage www.sozialarbeit.at. Es sollte, sofern der Programmierer, der jetzt parallel dazu arbeitet und diese Maske erstellt, fertig wird, auch so etwas wie eine Unterstützungserklärungsliste geben, wo alle, die auch Interesse haben, das zu unterstützen, ihre Stimme dort abgeben können. Damit das heute schon möglich ist, gibt es dann am Ausgang die Möglichkeit, dass sie sich eintragen, wenn sie Gefallen an dem finden, was wir jetzt präsentieren. Wir sind übergücklich, dass innerhalb dieser zwei Jahre großes Interesse gegeben war, dass wir ganz viel Austausch hatten mit unheimlich abwechslungsreichen Diskussionsrunden, Workshops, Impulsveranstaltungen, wo wir, denke ich, sehr viel gelernt haben und wo ein gewisses Feuer in diesem Vernetzen entstanden ist und dieses Feuer wollen wir auch nicht einfach ausgehen lassen. Deswegen stellt diese Wiener Erklärung auch so etwas wie eine Zusammenfassung all der Ideen dar, die wir gemeinsam gedacht, besprochen, erstritten haben.

Wir haben ganz viele Fallstudien, Dokumentationen, Dokumentationsmaterial über die

Veranstaltungen gesammelt, ausgearbeitet, hundertfach diskutiert und wieder zur Verfügung gestellt, Rückmeldungen dazu bekommen und es ist eigentlich nicht darum gegangen, dass wir drei unsere Perspektive entwickeln, sondern es ist darum gegangen, dass wir zu einer gemeinsamen Perspektive zu kommen. Deswegen ist die Wiener Erklärung auch der Versuch, aus all dem, was wir an Feedback bekommen haben, all dem, was uns in den Diskussionen rückgemeldet wurde, eure Perspektive einzufangen und in dieser Erklärung abzubilden. Weil wir es mittlerweile gewohnt sind, uns zu positionieren, haben wir uns gedacht, wir bilden das nicht nur ab, wir machen nicht nur eine Analyse, sondern stellen gleich einmal ein paar exemplarische Forderungen. Wir haben auch durchaus Interesse uns diesen Forderungen kritisch zu nähern und sind auch gerne bereit, dazu Stellung zu nehmen.

Wir haben noch einmal allen Mut zusammen gefasst um aufzuzeigen, was ist die Analyse aus dem Ökonomisierungsdiskurs, weil wir erkannt haben mit dem Thema Qualität allein kommen wir nicht zurecht - wenn wir immer schon um die Umsetzung diskutieren, vernachlässigen wir das, was die Umsetzung garantiert, auch die Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen und das soll quasi unser Input auch leisten, eine kritische Analyse der Rahmenbedingungen mit einer gleichzeitigen Aufzeichnung, wie tun angesichts dieser Rahmenbedingungen, auch um vielleicht dem einen oder anderen in der Praxis Anhaltspunkte, Bezugspunkte zu liefern, wie man dem entgegentreten könnte? Wir haben versucht, es allgemein zu formulieren und hoffen, dass wir das dann gemeinsam mit Leben füllen können. Sie werden jetzt ein Papier in die Hand bekommen. Dieses Papier gibt es jetzt in papierform und ist auch ab morgen auf der Homepage zum Download bereit. Wir werden versuchen, nicht nur fad das Papier vorzulesen und zu verlesen und zu erklären, sondern das ein bisschen zu kommentieren und ihnen auch gleich die Möglichkeit geben all das, was ihnen nicht klar zu sein scheint, versuchen mit uns zu klären.

**WIENER ERKLÄRUNG
ZUR ÖKONOMISIERUNG UND FACHLICHKEIT
IN DER SOZIALEN ARBEIT
vom 04. Juni 2007**

vorgestellt von Josef Bakic, Marc Diebäcker und Elisabeth Hammer

Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit

Soziale Arbeit ist ein vielschichtiges Theorie- und Praxisfeld. Sie ist der Förderung der menschlichen Entwicklung verpflichtet und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit individuellen Krisen und sozialen Problemlagen. Sie sichert und strukturiert soziale Bedingungen dort, wo die Anforderungen gesellschaftlichen Lebens die Möglichkeiten der Selbstbehauptung von Einzelnen oder Gruppen übersteigen. Die im Austausch zwischen Fachkräften und KlientInnen sich entwickelnden Lern- und Erfahrungsprozesse brauchen Zeit und verlaufen in der Regel nicht linear. Soziale Arbeit kann daher mit eindeutigen Ziel-Mittel-Relationen in ihrer Komplexität nicht hinreichend erfasst und abgebildet werden. Diese Aspekte müssen jedenfalls in der Qualitätsbestimmung der Sozialen Arbeit berücksichtigt werden.

Ökonomisierung in der Sozialen Arbeit

Die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen sind durch verlangsamtes Wirtschaftswachstum, erhöhte Arbeitslosigkeit, verstärkte Einkommensungleichheiten, größere Armutsrisiken und Marginalisierungstendenzen gekennzeichnet. Gleichzeitig wird das Ökonomische stärker als zuvor als Maßstab politischen Handelns verstanden. Sozialstaatliche Maßnahmen werden unmittelbaren wirtschaftlichen Zielen untergeordnet. Größte Priorität nehmen inzwischen jene sozialpolitischen Interventionen ein, die die Anpassung der Individuen nach (arbeits-)marktbezogenen Erfordernissen leisten. Verteilungsfragen und soziale Anliegen abseits einer ökonomisierten Logik werden nur selten thematisiert.

Die Ökonomisierung der Sozialen Arbeit ist geleitet von Maximen einer Privatisierung bzw. betriebswirtschaftlichen Orientierung. Sie ist gekennzeichnet von einem Abbau staatlicher Unterstützungssysteme, der Kürzung bzw. Nichtanpassung sozialer Ausgaben und der Einschränkung sozialarbeiterischer Handlungsbezüge im Sinne ökonomisierter bzw. sicherheitspolitischer Logiken. Diese Tendenzen lassen auf ein Menschenbild schließen, das die Menschen nicht mehr umfassend und eingebettet in ihre unterschiedlichen Bezüge in den Blick nimmt, sondern sie auf ihre Konsum- und Marktfähigkeit reduziert. Der Druck zu Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Flexibilität wird erhöht, im Gegensatz dazu werden individuelle Rechtsansprüche und kollektive Sicherungssysteme ausgehöhlt.

Soziale Arbeit ist in ihrem Bezug zu Bildung und Sozialisation sowie Menschen- und Sozialrechten mehr denn je durch ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen herausgefordert. In ihrer politischen Funktion muss sie anwaltschaftlich für Menschen in sozialen Problemlagen Stellung beziehen. Dies erlangt besondere Bedeutung auch und gerade in einer Situation, in der Soziale Arbeit selbst in ihrer fundamentalen Begründung in Frage gestellt wird und als Dienstleistung zur unmittelbaren Erfüllung vordefinierter AuftraggeberInnen-Interessen umgedeutet wird.

Aus diesem analytischen Blickwinkel und der wissenschaftlichen Bearbeitung zahlreicher Dokumente, Fallbeispiele und Gespräche ergeben sich für die Soziale Arbeit sechs zentrale Herausforderungen:

1. Zum Verlust professioneller Selbststeuerung Sozialer Arbeit durch ökonomische Fremdbestimmung

Der Druck zum kostengünstigsten beziehungsweise wettbewerbsfähigsten Angebot lässt Effizienzsteigerungen in der Sozialen Arbeit als nicht abwendbare Notwendigkeit erscheinen. Soziale Arbeit hat jedenfalls einen ökonomisch belegbaren Nachweis ihrer Nützlichkeit zu erbringen. Dies führt – angesichts des gegenwärtigen ökonomischen Primats – zur Unterordnung fachlicher Kriterien unter betriebswirtschaftliche Zielsetzungen und damit zum Verlust an professioneller Selbststeuerung in der Sozialen Arbeit.

Was es braucht: Vorrang für inhaltlich-fachliche Ansprüche vor ökonomischen Rationalitäten

Soziale Arbeit als Profession und Disziplin muss die Sicherung ihrer fachlichen Ansprüche konsequent verfolgen und orientiert sich dabei an der bestmöglichen Bedarfserfüllung und -planung. Ökonomische Rationalitäten sind inhaltlich-fachlichen Argumenten zunächst zurückzustellen und sind Gegenstand eines nachgeordneten politischen Aushandlungsprozesses. Erst wenn das fachlich Sinnvolle – etwa in Fachbeiräten und organisationsübergreifenden Fachausschüssen – bestimmt ist, soll über dessen bestmögliche Realisierung verhandelt werden.

2. Zum Verlust der Qualitäten Sozialer Arbeit durch eine Beschränkung auf Messbarkeit und Standardisierung

Ein verstärkter Fokus auf Quantitäten und Kennzahlen in der Zieldefinition, -erreicherung und -überprüfung ist die unmittelbare Folge einer ökonomisierten Steuerung durch Financiers Sozialer Arbeit. Dies bewirkt eine zunehmende Bürokratisierung, Formalisierung und Standardisierung der Prozesse und Tätigkeiten Sozialer Arbeit, um jene Daten zu generieren, die den Finanzierungsvorgaben entsprechen und die Legitimation für Soziale Arbeit sicherstellt.

Zentrale Qualitäten Sozialer Arbeit liegen in ihrem multiperspektivischen Zugang, der bewusste situationsspezifische Perspektivenwechsel zulassen muss. Werden Gegenstand und Tätigkeiten Sozialer Arbeit auf ihre Messbarkeit und Standardisierbarkeit reduziert, also statisch festgeschrieben und eindimensional vorgegeben, dann geht Sozialer Arbeit das Wesen ihrer Fachlichkeit verloren.

Was es braucht: Ein qualitatives Verständnis von Sozialer Arbeit als Grundlage ihrer Bewertung

In der Beauftragung und Evaluation Sozialer Arbeit muss ihr qualitatives Verständnis abgebildet und als Grundlage ihrer Bewertung herangezogen werden. Kapazitäten und Ressourcen Sozialer Arbeit müssen erhöht werden, um ihre spezifische Fachlichkeit verstehen, ermitteln und verantwortlich umsetzen zu können. Fortbildung und unabhängige Forschung sind dafür notwendig.

3. Zum Ausschluss von KlientInnen Sozialer Arbeit durch Ressourcenknappheit

Aufgrund eines politisch zu verantwortenden Ressourcenmangels kommt es zu einer Einschränkung sozialarbeiterischer Unterstützungsmöglichkeiten in materieller, personaler und finanzieller Hinsicht. Dies begrenzt fachliches Arbeiten nicht nur, sondern verändert es auch in

seiner grundsätzlichen Ausrichtung.

SozialarbeiterInnen kommen bei der Verteilung ihrer begrenzten Ressourcen in die Situation, KlientInnen nach Passfähigkeit in ein vordefiniertes Kriterienschema zu unterscheiden und jene, die nicht zur Auftrags- bzw. Quotenerfüllung beitragen, noch mehr als bisher ins unbetreute Abseits stellen zu müssen.

Was es braucht: Soziale Arbeit als solidarische Leistung für alle Menschen in Krisen- und Problemsituationen

Dem kontinuierlich steigenden Effizienzdruck und der Ausdünnung sozialstaatlicher Leistungen muss die Soziale Arbeit offensiv begegnen. Die Auswirkungen der gegenwärtigen Sozialpolitik für die Soziale Arbeit sind darzustellen und öffentlich zu vermitteln. Politische Verantwortlichkeiten sind zu benennen. Finanzierungs- und Kontrollinstrumente, die z.B. über Quotenregelungen zu Spaltung und Ausschluss von KlientInnen Sozialer Arbeit führen, müssen auf ihre sozialen Folgen kritisch geprüft werden. Neue Wege zur Gestaltung einer Sozialen Arbeit als solidarische Leistung der Gesamtheit für alle Menschen in Krisen- und Problemsituationen müssen konzipiert werden.

4. Zur defizitorientierten Spezialisierung der Sozialen Arbeit durch verstärkten Konkurrenz- und Kostendruck

Mit Ökonomisierungsstrategien verbunden ist ein als „Effektivierung sozialarbeiterischer Angebote“ umgedeuteter Rückzug auf so genannte Kernkompetenzen. Scheinbarer bzw. politisch hergestellter Konkurrenz- und Kostendruck führt zur Neudefinition von spezialisierten Angeboten. „Maßgeschneiderte“ Projekte für spezielle Problemlagen und eng umgrenzte KlientInnengruppen sind die Folge. Die damit verbundene Tendenz einer defizitären und stigmatisierenden Konstruktion von Zielgruppen steht einem kritisch-emanzipatorischen Verständnis sozialarbeiterischer Fachlichkeit entgegen.

Was es braucht: Sicherung eines kritisch-emanzipativen und generalistischen Verständnisses von sozialarbeiterischer Fachlichkeit durch Kooperation und Austausch

Soziale Arbeit muss sich ihren allgemeinen Anforderungen stellen und ihr generalistisches Fachverständnis, trotz eines anwachsenden und zu begrüßenden Detailwissens zu menschlichen Problemlagen, kontinuierlich reflektieren. Kooperation und fachlicher Austausch über Organisationsgrenzen und Handlungsfelder hinweg sind für das professionelle und disziplinäre Selbstverständnis Sozialer Arbeit unumgänglich. Hierfür müssen von Financiers und Organisationen des sozialen Feldes entsprechend günstige Rahmenbedingungen geschaffen werden.

5. Zum Verlust von fachlichen Möglichkeiten der Sozialen Arbeit angesichts der gegenwärtigen Dominanz von Verwaltungshandeln in der Sozialen Arbeit

War die Professionalisierung von Sozialer Arbeit im historischen Rückblick von einer deutlichen Abkoppelung von bürokratischen Handlungslogiken gekennzeichnet, scheinen die derzeitigen Entwicklungen wieder auf eine stärkere Verschränkung von Verwaltungshandeln und professioneller Sozialer Arbeit hinzudeuten.

Das für die Sozialarbeit typische Spannungsverhältnis des „Doppelten Mandats“ erfährt in der Folge nicht nur eine Verschiebung hin zu Kontrollaspekten, sondern läuft zusätzlich dazu Gefahr,

sich bei hohem Effizienzdruck in bürokratisches Verwaltungshandeln allein aufzulösen. Die einseitige Orientierung am Kontroll- und Disziplinierungsaspekt Sozialer Arbeit führt zu einer massiven Schwächung ihrer fachlichen Möglichkeiten.

Was es braucht: Reflexive Fachlichkeit als Schutz vor einseitiger Instrumentalisierung

Soziale Arbeit muss ihre Rolle im gesellschaftlichen Kontext von Individualisierung, Disziplinierung und Kontrolle kritisch überprüfen und eine reflexive Fachlichkeit entwickeln. Sie kann dabei ihre immanenten Widersprüche – etwa zwischen gesellschaftlichen bzw. staatlichen Interessen und Individualbedürfnissen – nicht abschaffen oder auflösen, sondern muss die Bearbeitung dieser Gegensätze sicherstellen.

6. Zum Verlust öffentlicher Kritik- und Vermittlungsfunktionen Sozialer Arbeit angesichts ihrer Entpolitisierung

Der internen Diskussion und politischen Vermittlung von sozialen Problemlagen der KlientInnen sind gegenwärtig aus zeitökonomischen Gründen enge Grenzen gesetzt. Erschwert wird dies zusätzlich durch organisationsinterne Hierarchien und die Zentralisierung strategischer Aufgaben. Des Weiteren führen die anwachsenden Abhängigkeiten sozialer Organisationen gegenüber Financiers und unübersichtliche Finanzierungsstrukturen dazu, dass kollektives, politisches Handeln unterbunden wird und öffentliche Kritik Organisationen sowie einzelne MitarbeiterInnen existenziell bedrohen kann.

Was es braucht: Rahmenbedingungen und Ressourcen für die öffentliche Vermittlung von sozialen Problemlagen

Soziale Arbeit benötigt längerfristige finanzielle Sicherheit und eine fachlich begründete Autonomie über den Einsatz der Ressourcen, um ihre gesellschaftliche Rolle als Seismographin des Sozialen wahrnehmen zu können. Übergreifende Vertretungsstrukturen wie Dachverbände und Plattformen stärken die politische und fachliche Positionierung Sozialer Arbeit.

Unterstützen Sie die „Wiener Erklärung zur Ökonomisierung und Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit“ mit Ihrer Unterschrift! – online auf www.sozialarbeit.at/petition.php

Josef Bakic: Gut. Nachdem wir dieses vorgetragen haben, stellen wir es gerne zur Diskussion, Wir haben jetzt genug geredet, jetzt sind sie, seid ihr am Wort. Falls es Nachfragen gibt, fein. Falls es keine Nachfragen gibt, bitte unterschreiben gehen.

Publikum 3: Nicht das ich pingelig sein möchte, aber bei der Ökonomisierung gleich auf der ersten Seite, die Medien waren voll von schnellerem Wirtschaftswachstum, wird nach oben [...], Arbeitslosigkeit sinkt, da muss man vielleicht überdenken, ob man das so stehen lassen kann.

Marc Diebäcker: Also auf kurzfristige Entwicklungen wollen wir uns nicht, also es wird teilweise überholt, aber es wird dann wieder aktuell, da bin ich mir sicher. Wir haben vorher über den Niedriglohnsektor gehört, wie kompliziert der ist, also wenn der wächst, ob das wirklich für alle gut ist, sei dahingestellt, aber hinsichtlich der Präzisierung stimmt das natürlich.

Publikum 3: Die Produktivität erhöht sich und die Arbeitslosigkeit steigt, also Entschuldigung, das ist irgendwie banal. Die Produktivität erhöht sich und die Leute werden keine Jobs mehr haben.
Elisabeth Hammer: Aber Arbeitslosigkeit sinkt grad ein bisschen, zufällig...

Peter Schindler: Weil wir schönes Wetter haben.

Ingrid Hofer: Auf der Seite 2, ganz oben: Zum Verlust professioneller Selbststeuerung: Ihr schreibt sozusagen, was es braucht und dann im letzten Satz: Erst wenn das fachlich Sinnvolle – etwa in Fachbeiräten und organisations-übergreifenden Fachausschüssen – bestimmt ist, soll über dessen bestmögliche Realisierung verhandelt werden. Ich denke, als Ansatz ist das super. Was ich einerseits auch immer das Gefühl habe, ist, wer kann das wirklich sagen, wer kann das diskutieren, wo wird das diskutiert? Was ich auch aus der Erfahrung weiß, ist dass die Geldgeber immer wieder sagen, wir wollen – zum Beispiel im arbeitsmarktpolitischen Bereich - dass ihr Leute langfristig vermittelt und in Wirklichkeit ist das garnicht ihr Ziel, denn in Wirklichkeit sehen sie etwas ganz anderes als Sinnvoll, nämlich Disziplinierung, Anpassung, u.s.w. Ich sehe die Schwierigkeit schon auch darin, bei dem Punkt zum Beispiel, was ist das Sinnvolle, wer bestimmt das und wie geht man mit impliziten Dingen um.

Josef Bakic: Der Punkt ist, glaube ich, dass es hier eine Belebung eines Widerspruchs braucht. Wir kommen sehr rasch in eine reaktive, passive Haltung, wenn wir es uns nicht erlauben, ganz klar vorwegnehmen zu können, was das fachlich Sinnvolle ist. Ich glaube, es gibt genügend Expertinnen und Experten im Bereich der Sozialen Arbeit, wenn ich zum Beispiel an dich denke, die durchaus ganz konkret bestimmen können, was denn das fachlich Sinnvolle als Anforderung ist und dass man mit manchen Anforderungen aufräumt, die vielleicht möglich zu sein erscheinen, aber nicht sinnvoll sind. Insofern glaube ich, man muss sich als gemeinsamer Spieler in dem Verhandeln von realen Angeboten sehen und klar Position beziehen, dazu braucht man einen Boden und das ist das fachlich Sinnvolle und man darf nicht gleich in die Knie gehen vor dem ökonomisch Möglichen.

Marc Diebäcker: Vielleicht nur eine Ergänzung dazu. Grundsätzlich ist das soziale Feld in Österreich davon gekennzeichnet, dass es relativ hohe Abhängigkeiten gibt zwischen politischen AuftraggeberInnen, Financiers und sozialen Organisationen. Und es ist so, dass sich dieses Abhängigkeitsverhältnis weiter verschärft. Das heißt, in diesem Verhältnis ist eigentlich die Fachlichkeit nicht mehr gut zu bestimmen und ich glaube, es geht auch um Entkopplung der fachlichen Diskurse aus diesem direkten Auftraggeber-Auftragnehmer-Verhältnis.

Publikum 4: Ich komme aus der Behindertenarbeit und sehe nicht nur in unserem Feld die Möglichkeit sich zu vernetzen und zusammen zu tun mit KlientInnenvertretungen. Bei Arbeitslosen gibt es das, die haben es schwer genug und bemühen sich, ihre Stimme hörbar zu machen. Die Behindertenarbeit möchte ich auch wirklich in der Sozialen Arbeit dazugerechnet haben und da können wir uns auch auf Selbstvertreter stützen, gerade wenn es um fachliche Standards geht, um

Bedarfsermittlung.

Publikum 5: Ich würde gerne an dieser Frage der Widersprüche anknüpfen. In dieser Auseinandersetzung um Fachlichkeit, in der ihr Fachbeiräte und so vorschlägt, warum da die Akademie, die Fachhochschule nicht vorkommt, weil die für mich eine ganz zentrale Rolle spielen kann und soll in dieser Abstützung, Entwicklung und Impulsen zu Fachlichkeit. Tut sie ja auch, aber jetzt steht sie nicht drinnen. Obwohl ich das Papier insgesamt super finde, frag ich mich warum. Und das Zweite, was Widersprüche anbelangt, es ist sehr auf die Frage Staatlichkeit, knappe Kassen der öffentlichen Hand und Auswirkungen auf individuelle Ansprüche von Personen und Personengruppen konzentriert. Was völlig fehlt, ist für mich ein nach wie vor existierender dritter Teil, nämlich die Nutznießer der knappen Kassen und der schlechten Arbeitsbedingungen und der Prekarisierungen. Das wäre für mich zumindest ein Part von Widersprüchen, der irgendwo Erwähnung finden sollte.

Publikum 6: Mir fällt auch sehr viel Widersprüchliches ein. Theoretisch ist es sehr schön, aber die Realität stimmt für mich nicht, weil in Österreich, in Wien die Arbeitslosigkeit beziehungsweise die Armut steigt, das ist schon vielfach gesagt worden. Firmen machen ihre Gewinne, aber entlassen trotzdem die Menschen, dadurch werden sie Sozialhilfeempfänger oder Notstandshilfebezieher. Priorität setzen hinsichtlich nicht das Geld als ersten Faktor sondern Sozialarbeit, unsere Profession in den Vordergrund zu stellen – Wie das gelingen soll in dieser neoliberalen Politik und der Globalisierungsphase – das ist mir ein Rätsel. Und die zweite Frage: Was passiert mit dem Konzept?

Hans Reiter: Ich wollte nur Folgendes sagen: Ich möchte jetzt nicht einzelne Punkte oder Beistriche besprechen, aber was mir besonders gefällt und da möchte ich den jungen Kollegen unserer Fachhochschule besonders danken, dass sie da in hervorragender Weise, finde ich, die Diagnose dessen gestellt haben, was sich heute weitgehend in der Sozialen Arbeit abspielt einerseits und zweitens versucht haben, Wege zu zeigen, wie man diese Dinge verändern kann. Ich muss sagen, ich verstehe diese Dinge relativ gut und könnte sie auch in meinem Bereich, ich denke an den diskutierten zweiten Punkt, bei der Frage zuerst zu schauen, welche Qualitäten wünschen wir und was haben wir überhaupt für Ziele und dann erst zu schauen, kriegen wir das. Das ist doch ein alltägliches Geschäft. Ich bin seit 20 Jahren Vorstandsmitglied in einem großen Verein und das ist unser täglich Brot, dass wir mit Befreundeten, auch Fachbeiräten, mit Fachleuten aus den unterschiedlichsten Bereichen versuchen, bestmögliche Modelle zu entwickeln und dann versuchen sie über Geldgeber, über langes politisches Agieren auch umzusetzen. Da kann ich schon auch aus Erfahrung sagen, dass wenn man das auch konsequent betreibt und das wäre ja auch das Rezept, das hier angeboten wird, dann kann man einiges verändern und da lässt sich auch einiges verändern. Insofern, glaube ich, ist dieses Papier ein guter Ansatz und drum würde ich nicht über Einzelfragen oder über Punkt und Beistrich diskutieren, sondern euch insgesamt danken dafür, dass ihr in sehr umfassender und gut verständlicher Weise eine Diagnose gestellt habt und mögliche Auswege zeigt.

Elisabeth Hammer: Zwei kleine Anmerkungen: Für uns war eine ganz wichtige Diskussion im Team, auf welcher Ebene möchten wir dieses Papier schreiben. Beispielsweise auch, was braucht es? Wie konkret möchten wir das runterbrechen, wie konkret können wir das runterbrechen, da wir alle drei auf der FH sitzen und zum Beispiel garnicht alle drei Sozialarbeiter sind und uns trotzdem getraut haben, so etwas gemeinsam zu verfassen. Wir haben uns dazu entschieden, es allgemein zu halten und auch nicht einzelne Dinge konkret in den Vordergrund zu rücken. Man könnte überlegen, was bedeutet ein Berufsgesetz, zum Beispiel. Wir haben viele Dinge da nicht angesprochen, auch die Frage von konkreten Akteuren. Wir haben auch keine Zahlen integriert, sondern wir haben versucht, auf dieser allgemeinen Ebene zu bleiben und es zu ermöglichen, dass sich einzelne AkteurInnen das selber runterbrechen und das es hoffentlich für möglichst viele Bereiche passend ist. Insofern steht die Akademie oder die Fachhochschule als Akteur nicht drinnen. Wir hoffen, dass implizit auch die Fachhochschule als Akteur mitgemeint ist, so sehe ich

das schon, ganz sicher. Was passiert damit? Wir haben uns das noch nicht so genau überlegt. Wir waren in unserer Rolle immer aufgefordert, im Sinne von macht doch was und wir wollen uns eh organisieren und jetzt tut ihr, weil ihr habt auch das Equalprojekt. Wir haben das jetzt gedacht, als unseren letzten Akt, den wir da beitragen. Wir würden uns freuen, dass es beispielsweise auch über UnterstützerInnen, Erklärungen auch zu einer Dynamik kommt. Mal sehen, was passiert. Die letzte Unterstützungserklärung, die ich unterschrieben habe, an die ich mich näher erinnern kann, war die Unterstützungserklärung der ÖkonomInnen zur Beibehaltung der Erbschaftssteuer, weil ich von meiner Profession auch Ökonomin bin und das war ganz gut in den Medien, dass 304 ÖkonomInnen diese Einhaltung der Erbschaftssteuer fordern. Also ich fände das ganz attraktiv, wenn man eine Zahl hat, derer die sich dieser Wiener Erklärung anschließen und es auch einmal ein Papier gibt, das man sich durchlesen kann, über das man streiten kann, über das man sagen kann, was drinnen steht, was nicht drinnen steht, was vergessen wurde. Und wir glauben auch nicht an den Genialsten aller Entwürfe. Wir haben einmal unser Hirnschmalz reingesteckt und hoffen auf eine Dynamik, wissen aber selber nicht, welche es sein könnte.

Marc Diebäcker: Ein Frage war noch, warum die, die profitieren und große gesellschaftliche und übernationale Entwicklungen nicht vorkommen: Ein Stück weit ist auch diese Entscheidung einem gewissen strategischen Interesse zum Opfer gefallen. Wir haben gedacht, wir wollen es nicht zu sehr über diesen neoliberalen Ideologiediskurs oder über einen angebotsorientierte Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik noch weiter problematisieren. Wir wollten, dass das auch als strategisches Papier anschlussfähig ist. Da kann man drüber streiten. Wir sind uns der Ambivalenz durchaus bewusst, ob man das noch stärker - gerade in dieser Präambel - hätte formulieren können. Grundsätzlich glauben wir, es gab ein Mittelmaß zu finden, einerseits doch eine politische Aktion zu setzen über diese, sagen wir einmal, Petition oder wie immer man sie nutzt, zum anderen ein Dokument zu geben, auf das für die Praxis, für die Leute im Feld möglich ist, sich zu beziehen, wenn sie selber agieren und handeln wollen. Also darum ging es uns, diesen Zwischenweg zu finden.

Publikum 7: Ich finde das Papier grundsätzlich auch sehr spannend, wobei es ist sehr komprimiert. Ich würde es nicht auf Punkt und Beistrich diskutieren, aber ich hätte schon sehr viele Dinge drinnen, über die man ein bisschen tiefer diskutieren sollte. Ich würde schon ganz oben anfangen: Sie sichert und strukturiert soziale Bedingungen dort, wo die Anforderungen gesellschaftlichen Lebens die Möglichkeiten der Selbstbehauptung von Einzelnen oder Gruppen übersteigen. Das ist mir zu weich. Wenn ihr einen gesellschaftspolitischen Anspruch habt, dann würde ich das härter formulieren. Das nur nebenbei gesagt.

Elisabeth Hammer: Was meinst du mit härter?

Publikum 7: Naja, von meinem Verständnis aus werden soziale Problemlagen durch dieses gesellschaftliche System, zu dem wir im Moment keine Alternative haben, sage ich jetzt einmal, oder im Moment keine in Aussicht gestellt ist, produziert. Anforderungen suggeriert, naja, das thematisiert die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen von sozialen Problemen und Krisenlagen zu wenig. Grundsätzlich vom Papier her ist es für mich ein bisschen so, dass das Soziale und das Ökonomische sich von der Tendenz her ein bisschen gegeneinander ausspielt. Vorrang von inhaltlich fachlichen Ansprüchen vor ökonomischen Rationalitäten, für mich würde es darum gehen, auch ökonomische Rationalitäten und soziale Rationalitäten zu vermitteln. Wenn man das systemisch anschauen würde, das System Soziale Arbeit und das System Ökonomie miteinander zu vermitteln, in einen Dialog zu bringen. Genauso weiter unten: ein qualitatives Verständnis von Sozialer Arbeit als Grundlage ihrer Bewertung. Auch ein quantitatives! Um das werden wir nicht herumkommen! Sonst sind wir wieder die Sozialen, die Sozialheinis und dort ist die Ökonomie und wir betonen unseres und die betonen ihres. Mir wäre ein Dialog zwischen diesen beiden Ebenen wichtig.

Barbara Walenta: Es ist leider schade, dass so wenige heute da sind, weil im Rahmen der Veranstaltungsreihe immer mehr Leute da waren als heute beim Abschluss, aber ich fände es schade, wenn es bloß ein Papier bleibt, sondern ich finde, es sollten auch Taten folgen. Es ist zwar jetzt ein kleiner Rahmen, aber trotzdem ist es diskussionswürdig, wie man jetzt Taten folgen lassen kann außer, dass jeder, der das gut findet, unterschreibt. Dazu finde ich das zu schade, denn es hat doch viel Arbeit dahinter gesteckt und es sind viele Potentiale in dieser Veranstaltung gelegen, die jetzt einfach versiegen und ich würde auch sagen, wenn es dieses Equalprojekt dann nicht mehr gibt, sollte man sich überlegen, in welchem Rahmen sowas in Zukunft auch stattfinden kann, weil es einfach viel zu schade ist, wenn das jetzt wieder versiegt.

Publikum 8: Ich möchte zwei Anmerkungen machen: Ich habe an dem selben Equalprojekt in einem anderen Modul teilgenommen und ich habe mich immer ein bisschen gefragt, was ist die Fachlichkeit, die vor dem neoliberalen Angriff beschützt werden soll? Wichtig ist mir erstens, ich finde das Papier super und dass ihr gesagt habt, ihr macht jetzt so etwas. Das finde ich fantastisch, ist einfach ein sehr guter Anfang und ich kann mich mit sehr vielem, was da drinnen steht, identifizieren. Ich möchte zwei Anmerkungen machen, erstens: Ein Ergebnis aus dem Modul, in dem wir mit FAWOS gemeinsam gearbeitet haben, war, ein Schluss, den wir aus der Arbeit gezogen haben, was vielleicht diese Fachlichkeit ausmachen könnte, ist, ich glaube, die spezifische Professionalität von SozialarbeiterInnen besteht darin, dass sie mit Menschen arbeiten können, die sonst Exklusionsmechanismen unterliegen, wo man die Polizei hinschickt oder sagt, man gibt Geld, man verteilt es einfach, so Leistungen wie Familienbeihilfe werden ja auch einfach vergeben, dazu braucht man ja keine Sozialarbeiter. Oder, wenn er zu auffällig ist, kommt entweder die Medizin oder die Polizei.

Das Spezifische an SozialarbeiterInnen ist, glaube ich, dass sie mit Menschen auf eine Art und Weise sprechen können und auf eine professionelle Art und Weise an ihren Zielen anknüpfen können, mit denen der Rest der Gesellschaft nichts mehr anfangen kann. Das würde ich wagen zu behaupten, das ist eine Geschichte, die Sozialarbeit ausmacht und da möchte ich auch anknüpfen an dem, was Cornelia gesagt hat: Das passiert, glaube ich, individuell, bei dem, was Sozialarbeiter machen und das ist auch etwas, was man verallgemeinern kann. Ich glaube, in Zeiten wie diesen kann man nicht vorbeigehen an dem, dass immer mehr Klienten oder Leute, die in Schwierigkeiten sind oder die behindert sind oder was immer sie haben, was sie ein bisschen an den Rand der Gesellschaft stellt, dass man sagt, ihr könnt nicht mehr expertenmäßig über uns verfügen, wir können selbst sagen, was wir wollen. Das ist, glaub ich, wichtig für Sozialarbeit auf einer individuellen und auch auf einer kollektiven Ebene. Das ist eine Geschichte und die zweite: In dem Punkt, in dem es um die Quantifizierungen geht: Ich möchte schüchtern darauf hinweisen, dass es auch im Diskurs von profitorientierter Unternehmensleitung es einen ähnlichen Diskurs gibt. Wenn das jemand im Internet nachschauen möchte, das heißt beyond budgeting. Da gibt es eine ganze Bewegung für Profit-Unternehmen von ehemaligen Controllern, die sagen, so traditionell, wie Firmen geführt werden, nur so quantifiziert und mit Kennzahlen, das funktioniert nicht gut für unsere Profitorientierung. Wir müssen ganz etwas anderes machen und das anders führen.

Also anschließend an den ökonomischen Diskurs: da gibt es ganz lustige Entwicklungen, von denen die Sozialarbeit, glaube ich, bisher schon profitiert hat und man auch in Zukunft schauen kann, was machen diese lustigen -vielleicht Feinde, da drüben. Die machen manchmal ganz lustige Sachen, wo sie selber das eigene System überschreiten, weil sie merken, das klappt garnicht so gut mit dieser Zahlenfixierung. Wenn man in google eingibt beyond budgeting, dann kann man da Sachen finden, die genau das selbe diskutieren wie wir hier für die Sozialarbeit.

Gabriele Wild: Ich würde auch sagen, dass sich sicher auch von Betrieben einiges lernen lässt, die primär oder offensichtlich ökonomischen Prämissen folgen, gerade was MitarbeiterInnenführung oder so etwas betrifft, aber ich würde schon ganz stark den Punkt von euch unterstützen wollen, der da heißt, ein Primat inhaltlich fachlicher Ansprüche vor ökonomischen Rationalitäten. Also, Alexander, du hast vorhin auch gemeint, es bräuchte doch

mehr die Vermittlung zwischen beiden. Ich finde nicht. Ich finde, mir gefällt das total gut, wie ihr es formuliert habt, zuerst die Fachlichkeit und dann kann man natürlich weitersprechen, aber es geht um eine Reihung. Der Punkt, der mir noch ein Anliegen wäre anzuschließen, vielleicht lässt sich das auch irgendwo aufnehmen, von wegen, was passiert jetzt weiter mit solchen Forderungen. Ich glaube, die Soziale Arbeit muss auch als Akteurin in Entscheidungsprozesse mit eingebunden werden. Diese Forderung nach Fachbeiräten und organisationsübergreifenden Fachausschüssen, die finde ich auch gut, allerdings weiß ich, gibt es diese Fachausschüsse bereits und dort gibt es auch ein Wissen darüber, was Fachlichkeit in dem jeweiligen Bereich ist, aber sie werden überhaupt nicht gehört. Daher finde ich, wäre noch ergänzend zu sagen, Einbindung in Entscheidungsprozesse.

Martin Dworak: Gleich anknüpfend an das: eine Einbindung in die Entscheidungsprozesse unterstütze ich voll, nur ich denke, es muss eine Reinreklamierung von uns sein. Ich denke, da können wir sehr viel von uns selbst lernen. Wir sind in der Sozialarbeit sehr gut darin, mit teilweise sehr schwierigen Klientengruppen zu arbeiten, die teilweise vom Großteil der Gesellschaft nicht verstanden werden, sei es, weil sie aus niedrigen Bildungsschichten kommen, sei es, weil sie Sprachprobleme haben, sei es, weil sie Behinderungen haben. Das heißt, wir sind eigentlich Kommunikationsprofis mit Leuten, die uns von Haus aus garnicht verstehen würden, wenn wir uns nicht überlegen, wie wollen wir ihnen das, was wir machen, eigentlich vermitteln. Ich denke, genau so können wir Geldgeber, Öffentlichkeit, Presse sehen, als Klienten, auf die wir unsere Kommunikation abstimmen müssen. Also sich wirklich auch zu überlegen, was wollen wir den Leuten mitteilen, auch ein bisschen zu füttern mit dem, was sie hören wollen, aber über diese Schiene dann auch gleichzeitig unsere Inhalte zu transportieren. Ich denke, eine lineare Kommunikation nur zu den Geldgebern, die nur auf dieser Schiene läuft, da sind wir immer am kürzeren Ast. Es muss auch an der Seite vorbei gehen, zum Beispiel über die Medien. Da ist auch wie in der Klientenarbeit die Kontinuität ganz wichtig - also einmal eine Presseaussendung, schön und gut, aber wenn alle paar Wochen irgendetwas kommt, dann werden die Leute auch aufmerksam. Journalisten und Manager sind ja grundsätzlich keine bösen Leute, sage ich einmal, aber sie haben es auch gerne, wenn sie ein bisschen gestreichelt werden und mit Informationen gefüttert werden, die sie für ihre Arbeit verwenden können.

Josef Bakic: Wir haben in diesen zwei Jahren einiges gelernt. Wir haben auch zum Beispiel von unseren Studierenden etwas gelernt, wie sie mit der politischen Forderung Sozialarbeit statt Studiengebühren umgegangen sind, wo ja die Studierenden wunderbar einen email-Terror an die beteiligten Redaktionsteams der Zeitungen und vom ORF & Co. gemacht haben, was dann relativ nachhaltig zumindest in der medialen Berichterstattung ein Aufsehen erregt hat. Das heißt schon auch, dass man sich bei manchen Dingen auf die Füße stellen kann und wenn man konstatiert vorgeht, dass man dann auch Wirkung erzieht. Bei der Meldung vom Alex, einen Dialog zwischen Ökonomie und Soziale Arbeit zu finden - keine Frage, natürlich ist die Ökonomie, die ökonomische Perspektive klarer Gesprächspartner. Nur, wie gesagt, es geht nicht zuerst um einen Dialog, es geht zuerst darum, diesen Konflikt zu schärfen. Es geht darum, wie Gabi gesagt hat, diesen Konflikt aufzunehmen, zu benennen, die Akteure in diesem Konflikt zu nennen. Wir leben momentan in einem besinnungslos taumelnden Zustand, als wäre die Finanzierung ein Naturgesetz, so wie sie uns politisch vorgelebt wird und so kann es nicht sein. Insofern glaube ich, es braucht schon einmal eine klare Positionierung dahingehend, dass ich sage, ich muss einmal wissen, wohin meine Reise fachlich orientiert gehen soll, ihr habt eine Reise in Bezug auf, was wollt ihr dafür an Geld aufwenden und dann müssen wir schauen, wie wir uns näher kommen. Wenn ich im Vorfeld immer schon so argumentiere, dass ich es denen recht mache, die mich finanzieren, dann wird dabei nicht viel raus kommen. Dann verstehe ich nur den Widerspruch nicht, auf der einen Seite sollen wir härter formulieren, dass die Gesellschaft so graußlich ist und auf der anderen Seite sollen wir weicher sein mit denen, die die Rahmenbedingungen fabrizieren.

Elisabeth Hammer: Ich möchte aus der Geschichte des Projektes erzählen. Die war nicht immer nur konfliktfrei, wie wohl wertschätzend. Meine Kollegen haben circa zwei Tage nicht mit mir

gesprächen, weil ich behauptet habe, ich rede auch mit Controllern. Dummerweise ist mein Bruder ein Controller, aber ich glaube als Ökonomin auch, dass die Controller zur Zeit immer gewinnen und das finde ich schlecht. Es gibt keine Kommunikation auf Augenhöhe. Insofern habe ich mich mit meinen Kollegen wieder versöhnt, aber das war ein hartes Gefecht. Auf welche Art und Weise muss diese Kommunikation zwischen den Controllern als Synonym für vieles andere und der Sozialarbeit erfolgen? Das ist unsere Kompromisslösung gewesen.

Publikum 4: Ich habe noch eine kleine Anmerkung zu dem Thema Ökonomie und ökonomisches Bewusstsein von SozialarbeiterInnen oder Leuten, die Soziale Arbeit machen. Ich war vor kurzem an einem Marktplatz, wo sich VertreterInnen von NPO und Profit-Betrieben getroffen haben und es ging darum, gute Geschäfte zu machen. Das ist ein Modell aus den Niederlanden. Es geht dabei nicht um Geld, sondern um Leistungen, die man sich gegenseitig anbieten kann. Es war von den Wirtschaftsbetrieben vor allem so etwas wie Buchhaltung, Beratung bei Bilanzen im Angebot. Die sind alle davon ausgegangen, dass solche Begriffe bei Sozialer Arbeit bis jetzt überhaupt keine Rolle spielen, dass man nicht weiß, wie man Kosten-Nutzen-Rechnung macht. Das ist das Bild, was herrscht und dieses Bild nicht zu verstärken, soll dieser Text sein, so möchte ich das verstehen.

Publikum 7: Ich habe nicht konkret das Gespräch mit den ÖkonomInnen gemeint, wobei das auch sehr spannend sein kann, wenn man so Ansätze, die der Kollege erwähnt hat, ins Gespräch bringt, sondern sich diese Rationalitäten anzueignen und umzubauen im eigenen Sinne, sich nicht nur auf das Qualitative konzentrieren, sondern das Quantitative und Ökonomische in unserer Arbeit - vielleicht kommt es so besser rüber - sonst bleibt es das Fremde. Da ist sozusagen unsere Logik und da ist die ökonomische Logik, so wie du das mit den Qualitätsstandards, also nicht die Qualitätsstandards von außen oktruieren lassen, sondern eigene entwickeln, eigene ökonomische Logiken intern entwickeln, so habe ich das verstanden. Das heißt Rationalität miteinander in Kontakt zu bringen und nicht unbedingt Gruppen. Vielleicht ist es ein bisschen verständlicher. Ist vielleicht auch nicht ganz das, was hier gemeint ist. Was ich auch noch dazu sagen möchte: Was ich oft erlebe, es werden Projekte eingereicht, gerade im Jugendbereich, aus dem ich komme, die sind super, die haben Ideale, die haben super Zielsetzungen und nichts dahinter, keine Überlegungen, was ist ökonomisch. Da ist für mich die Grenze. Man muss sich diese Logiken auch aneignen und sie integrieren, um Dinge umzusetzen. Das darf nicht verloren gehen. Vielleicht habe ich dann, was ihr hier geschrieben habt, falsch verstanden, aber das ist mir wichtig.

Josef Bakic: Eine Anmerkung zur Qualität-Quantitätsdebatte: Es ist nicht so, dass uns Zahlen fremd sind. Wir beschäftigen uns auch mit Zahlen. Da war die Frage, was machen wir mit der Wiener Erklärung? - Wir sammeln Unterschriften. Wir wollen nicht so viele Unterschriften wie auf der Hundstrümmerpetition, das werden wir nämlich nicht schaffen. Wir werden uns aber trotzdem, wenn wir einige qualitativ hochwertige Unterschriften zusammen kriegen, freuen darüber und können damit sehr viel machen, weil wir das auch übersetzen können und weil wir dann auch, wenn ihr uns eure email-Adressen zur Verfügung stellt, so etwas wie ein Netzwerk haben, wenn es akute Geschichten gibt, dass man auch über ein Netzwerk etwas benennen kann, in einen Diskurs bringen kann, der ganz anders geartet ist. Wenn man aber nur eine reine Zahlenlogik macht, dann wird man eher aussteigen und ich glaube auch nicht, dass die Soziale Arbeit alles besser machen muss als die anderen Disziplinen. Ich glaube nicht, dass wir die besseren Wirtschaftler sein müssen. Ich glaube nicht, dass wir die besseren Juristen sein müssen. Ich glaube sehr wohl, dass wir davon etwas verstehen. In unseren Zugängen verstehen wir sehr viel davon, aber wir können uns nicht alle Probleme, die irgendwie unsere Handlungsfelder betreffen, so zu Spezialistensachen machen, dass wir das alles ausfüllen können. Da müssen wir auch unsere fachlichen Grenzen bestimmen.

Eva Klawatsch-Treitl: Mir fällt auf, dass es sehr stark um Ökonomie geht. Das bringt die Stimmung ein bisschen ins Wallen. Ich wollte ein paar Sachen dazu sagen: Zum ersten, ich glaube, es ist ein Unterschied, ob man über die Wirtschaft spricht und damit Unternehmen,

Manager oder ControllerInnen meint oder ob man über Ökonomie spricht und ein theoretisches Konstrukt und Ideen und Theorien. Wenn man von Ökonomisierung von Sozialer Arbeit spricht, dann spricht man ja nicht über Wirtschaftsunternehmen. Was ich mir jetzt denke, ist, dass scheinbar die Frage der Ökonomie, der Ökonomisierung ein Thema ist, also wäre es interessant, sich weiterhin damit zu beschäftigen. Aus einem anderen Kontext weiß ich – ich komme aus der Entwicklungszusammenarbeit – mache ich gemeinsam mit anderen Leute in dem Bereich immer wieder economic-literacy-training – Wirtschaftsalphabetisierungstrainings. Das heißt, EntwicklungsexpertInnen aus anderen Bereichen setzen sich zusammen mit anderen und überlegen über die ökonomischen Hintergründe, globale und Neoliberalismus-Fragen, et cetera. Eventuell wäre das auch etwas, was Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter miteinander tun könnten.

Dann wollte ich noch etwas anmerken: Was ich auf der ersten Seite ganz wesentlich finde, ist, dass ihr ganz stark das Menschenbild herausstreicht. Ich glaube auch, es geht immer darum, wie man Menschen sieht, was man von Menschen denkt, welches Bild man hat und ich habe jetzt keine Anmerkung, um dieses Papier zu verändern, aber ich möchte generell sagen, es gibt auch eine andere Rede über die Ökonomie. Es gibt Ökonominnen und Ökonomen, die nennen das heterodox also die andere Rede von der Ökonomie, die sich auch anschauen, man kann auch vom menschlichen Menschenbild ausgehen, wenn man von Wirtschaftsfragen spricht, man kann diese Rationalitäten, die ihr anspricht, noch einmal anders definieren - ich weiß nicht genau - dass die Aufgabe von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern ist, diese Ökonomiefrage zu diskutieren. Ich glaube, dass viele gesellschaftliche Gruppierungen das tun müssen und die Prozesse der Ökonomisierung anfragen und da gefällt mir auch das, was hinten kommt, zum Thema Politisierung und dass sich verschiedenste Gruppen zusammentun und Plattformen bilden und in dem Sinne glaube ich, über Ökonomie reden kann auch ein Stück Politisierung sein.

Barbara Walenta: Ich denke mir, dass jeder hier im Saal wahrscheinlich die ganze Sache Ökonomisierung beziehungsweise Detailfragen in diesem Papier anders sieht. Das zu diskutieren, ist es sicher würdig, aber wir müssten uns vielleicht trotzdem überlegen, welche Rahmen kann es in Zukunft geben, solche Sachen zu diskutieren? Wir gehen da jetzt raus und das war es möglicherweise. Josef Bakic hat von einem Netzwerk gesprochen, wer würde das verwalten? Habt ihr das vor? Oder habt ihr noch irgendetwas vor? Wie schauts aus?

Marc Diebäcker: Ich würde gerne noch eine Sache zur Ökonomie sagen. So wie wir den Ökonomisierungsdiskurs verstanden haben, geht es um diese Verschiebung, zu einem mehr an Ökonomie im Kopf et cetera, auf verschiedensten Ebenen. Insofern ist es dieses Bild, dass zum Beispiel Institutionen, auch soziale Institutionen mehr in Unternehmenform umgebaut werden. Das Menschenbild hast du angesprochen, das wäre zumindest in der gängigen Theorie dieser homo oeconomicus, so wie er uns heute als UnternehmerInnen, Ich-AG, et cetera dauernd präsentiert wird, immer mehr Einklang auch in die Soziale Arbeit findet, zum Beispiel als Konsument oder KundIn, und so weiter. Es geht auch um Menschenbildverschiebung, ideologisch[...] Parameter, institutionelle und auch wirtschaftspolitische, zum Beispiel die Unterordnung der Sozialpolitik unter die Wirtschaftspolitik. Dir brauche ich es eh nicht sagen, aber das war so der Fokus, den wir haben, den wir als Gesamtprozess deswegen Ökonomisierung bezeichnen und nicht als ein Teilfragment. Ich wollte das nur generell klarstellen, falls das missverstanden wurde.

Josef Bakic: Was konkret tun? Wir drei hier vorne machen insofern konkret, dass wir in unser Ausbildungsstätte, in unserer Lehre nicht so weit entfernt sind von dem, was wir hier in dem Papier präsentiert haben. Das heißt, wir infizieren die nächsten Generationen der SozialarbeiterInnenschaft mit all diesen Dingen. Sie können es ablehnen oder auch nicht, aber sie müssen durch uns durch. Das ist einmal das eine, was ich konkret und sofort anbieten kann. Das tun wir bereits. Das andere ist, wir versuchen die AbsolventInnen des Hauses zunehmend auch einzubinden in das, was wir tun, wenn wir Kohle dafür aufstellen können. Das Dritte ist in Bezug auf diese Wiener Erklärung: Es hat einen Ökonomisierungstouch deswegen, weil wir uns aus der

Donau-Equal-PartnerInnenschaft ausgehend von dem Qualitätsthema der Perspektive genähert haben, deswegen ist ganz klar, dass der Ökonomisierungsdiskurs hier in dieser Phase einen Schwerpunkt hatte und ich glaube, hier gibt es aktuell auch sehr viel zu besprechen und zu tun und ich glaube, wir sind alle aufgefordert, unsere Wahrnehmungssinne offen zu halten. Wir bieten uns schon als Vernetzungsplattform an, dass wir zum Beispiel Aufrufe weiterleiten können, dass wir Aufrufe zum Beispiel über unsere Homepage abwickeln. Wir sind auch käuflich, also wir lassen uns auch in Vorträge einladen, wenn das jemand wünscht. Ich denke mir, wir regen das auch gerne an und wenn es konkrete Schwerpunktaktionen gibt, dann bei uns einfach anklopfen und wir haben, je mehr Leute unterschreiben, einen umso größeren Fundus, an den wir das weiterleiten können, die sich dann gezielt entscheiden können, da ist etwas, da machen wir mit und da setzen wir eine Aktion, wenn es notwendig ist. Ansonsten bin ich einerseits froh, dass zwei Jahre Equal zu Ende gehen, weil Equal schon eine eigene Strukturlogik hat und andererseits hoffe ich und wünsche mir von diesem heutigen Abend, dass wir vielleicht einen kleinen Funken, ein kleines Feuerchen aus den zwei Jahren noch gehalten haben, die wir als Kerze oder sogar als Fackel weitertragen können. Schauen wir einmal, was draus wird. Danke jedenfalls für die rege Teilnahme und das rege Interesse.

Elisabeth Hammer: Die Homepage wird es weiter geben. Wir freuen uns auch auf mails, ihr könnt uns gerne mit euren Perspektiven zumüllen. Der Josef hat jetzt einiges gesagt, ich glaube, es ist ihm auch noch nicht ganz klar, wie es weiter gehen wird. Das Projekt haben wir eigentlich schon vor zwei Monaten im März beendet, dann stand auf unserer Homepage: Fachliche Standards geht zu Ende und dann waren wir noch verrückt genug, um zu sagen, wird machen noch einmal was und wir schreiben auch irgendwas und wir haben noch etwas geschrieben. Ich denke mir, wir sind sicher für etwas zu gewinnen, von dem wir selber noch nicht ganz genau wissen, was es sein wird. Wir wollten es nach den Veranstaltung im März nicht versandeln lassen, sondern mit dieser Erklärung noch einen Schlusspunkt setzen und auch mal schauen, wie viele Leute sich dafür interessieren. Diese Runde ist heute auch nicht so groß, weil die Veranstaltung sehr spät angekündigt war. Wir hatten auch nicht mehr so viele finanzielle Mittel, um sie zu bewerben. Es war von unserer Seite ein bisschen ein Schnellschuss und mal sehen, was sich draus entwickelt. Ich denke, allein auf den Fachhochschulen, gibt es ziemlich viele Leute, die hier studieren und unser Anliegen war es auch, eine Erklärung zu machen, die die reinen sozialarbeiterischen Grenzen überschreiten kann. Das sehen wir selber an uns, wir befassen uns mit Sozialarbeit und sind nicht nur SozialarbeiterInnen. Wir wollten da etwas machen, dass auch über enge Berufsgrenzen hinweg zugänglich ist. Also es gibt Leute, die sind Pädagogen wie du, die dürfen auch unterschreiben.

Marc Diebäcker: Also die wichtigste Erkenntnis für heute ist, dass der Josef als Pädagoge käuflicher ist als ein Controller. Das ich das noch einmal erlebe. Nein, wir bemühen uns schon darum, was garnicht üblich ist für eine akademische Einrichtung, die wir ja sind, politisch tätig zu sein und das ist garnicht so leicht, zu überlegen, was sind die richtigen Formen und wo kann man Plattformen initiieren, aber ich glaube, es kommt im Wesentlichen auch auf politisches Handeln in der Praxis auch an. Da kann keiner SozialarbeiterInnen aus der Pflicht nehmen. Wir unterstützen das gerne und dass wir das tun, merkt man auch daran, dass wir weiterhin öffentlich und medial versuchen, in den letzten Wochen noch ein bisschen was zu erreichen. Also der Film lief jetzt drei oder vier mal auf OKTO. Wir werden Mitte Juni eine Augustin-Beilage machen, in der auch diese Wiener Erklärung dabei ist. Das sind 36.000 Auflagen, also wir haben das letzte Geld des Projekts zusammengekratzt, gerade um öffentlich noch einmal wirksam zu werden.

Elisabeth Hammer: Die Ausgabe vom 20. Juni!

Marc Diebäcker: Genau! Also 36.000 weitere Unterschriften für diese Erklärung! Dazu kommt, dass es einen Ö1-Bericht im Journal Panorama geben wird, auf den wir zwar schon ein halbes Jahr warten, aber er ist fertig und wird irgendwann gesendet, dass wir natürlich hoffen, über die Homepage noch möglichst viele Unterschriften zu sammeln. Das ist das, was noch vor dem

Sommer passiert und ansonsten sind wir offen. Dann bleibt mir abschließend zu sagen, dass wir sehr froh mit euch, mit Ihnen waren, die zwei Jahre zusammen zu arbeiten. Wir waren am Anfang ein bisschen änstlich, wie dieses, meiner Meinung nach, konstruierte Theorie-Praxis-Verhältnis zwischen einer FH und dem Sozialen Feld plötzlich etabliert werden kann. Die FH war neu, es wurde unseren AbgängerInnen zunächst auch relativ große Skepsis entgegengebracht. Ich glaube, wir haben das ganz gut geschafft. Das haben wir auch an der Rückmeldung oder an der Beteiligung oder auch an der Diskussion mit euch gezeigt. Da waren wir sehr froh, dass wir diesen Einstieg geschafft haben. Dafür wollen wir uns auch bedanken, auch wenn heute nur in dem kleinen Rahmen, aber uns ist es schon auch wichtig, dass wir da eine neue Kommunikationskultur im fachlichen Austausch etabliert haben. Dann wünschen wir euch noch viel Glück und Kraft und vielleicht doch ein paar erholsame Wochen im Sommer, um politische Aktionen zu planen und wir freuen uns natürlich, wenn wir euch in anderen Kontexten wiedertreffen. Danke